

Machtspiele: Das grosse Erwachen in Bern

Nummer 39 – 30. September 2010 – 78. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN



Der Islam schafft sich ab

Ein Gespräch mit dem ägyptischen Politologen Hamed Abdel-Samad.
Von Daniel Glaus und Philipp Gut

Planet der Frauen

Was die vier Bundesrätinnen und die neue Miss Schweiz verbindet.
Von Peter Keller

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY



Intern

Als Student zog Hamed Abdel-Samad mit der Muslimbruderschaft durch die Strassen Kairos und skandierete Parolen gegen den Westen und die Juden. Zwanzig Jahre später prognostiziert der Politologe, der mittlerweile einen deutschen Pass hat und am Institut für Jüdische Geschichte und Kultur der Universität München arbeitete, den «Untergang der islamischen Welt». In seinem gleichnamigen Buch schreibt er, die islamischen Staaten würden zerfallen, der Islam als politische und gesellschaftliche Idee sei am Ende. Daniel Glaus traf Abdel-Samad in München. Während das Oktoberfest tobte, erklärte der Sohn eines Imams:



«Wie Alkohol»: Islam-Kritiker Abdel-Samad.

«Islam ist für mich mit Alkohol vergleichbar. Wenig davon kann heilend und inspirierend wirken, aber wenn der Muslim in jeder Lebenssituation zur Flasche der Dogmen greift, dann wird es gefährlich.» Seite 30

Als Franziska K. Müller an einem schönen Herbsttag mit einem Glas Prosecco in der Hand am Zürcher Limmatquai sass, waren sie nicht zu übersehen: Hunderte von Freizeitsportlern verbreiteten Hektik und zerstörten die elegante Stimmung. Am Nebentisch sass ein Kletterer in voller Montur und trank eine Ovo. Böse Blicke gab es später, als Müller im Auto sass, von einer Mountainbike-Familie in Lycra-Bekleidung. Und bald rennen die Marathonläufer wieder bei Minustemperaturen durch Zürich und zwingen der Dame von Welt Umwege zu ihren Lieblingsboutiquen auf. Wer es so sehe, «hat den Sinn der Sache nicht verstanden», wurde unsere Autorin Tage später von einer Sportpsychologin zurecht-

gewiesen. Warum nur drängen die Schweizer mit Macht und in Sportbekleidung in die Natur? Seite 50

Er leidet am Tourette-Syndrom, weshalb sein Körper unentwegt zuckt; er hat eine Schreib-



Millionär: Mode-Unternehmer Niederberger.

und Leseschwäche, wodurch er keinen Satz fehlerfrei zu Papier bringt, und er hat keine abgeschlossene Berufsausbildung. Aber Ivar Niederberger wurde aus eigener Kraft Millionär. Der Baselbieter ist einer von Tausenden, die sich in den letzten Jahren selbständig gemacht haben. Die Statistiken belegen: Die Schweizer sind ein Volk von Unternehmern. Der Trend ist bemerkenswert. Seite 42

Das Büro von Peter Wuffli liegt unscheinbar im Zürcher Seefeld. Hier sitzt seine Wohltätigkeitsstiftung Elea, für die er seit seinem Abgang als UBS-Chef arbeitet. Das Zimmer ist weiss, der flauschige Teppichboden ist weiss, in den weissen Bücherregalen sind Auszeichnungen aufgereiht, die dem ehemaligen Top-Banker verliehen wurden. Aber seit seinem Rücktritt als Konzernchef der UBS 2007 umgebe ihn das «fast unentschuld bare Stigma des Misserfolgs», wie es Wuffli nennt. Carmen Gasser und René Lüchinger konnten das erste Interview führen, das er seit seinem Abgang im Jahr 2006 einer Zeitung gab. Seite 58

PS: Gerne hätten wir Ihnen beide neuen Bundesräte im Interview vorgestellt. Leider konnte oder wollte SP-Politikerin Simonetta Sommaruga der einzigen Zeitung, die sich im Vorfeld der Wahlen mit kritischen Recherchen zu ihrer Person geäußert hatte, keinen Gesprächstermin gewähren. Sportlicher nahm es Johann Schneider-Ammann. Seite 12. Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 213.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Inland*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Daniel Glaus, Andreas Kunz (*Gesellschaft*), Peter Keller (*Kultur*), René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Walter De Gregorio, Ludwig Hasler, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Kurt Pelda, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nadine Hofer (*Leitung*), Susanne Borchert, Adam Schwarz (*Assistent*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Franziska Altmann, Peter Aschmann

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Ivo Schneider (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*), Marco Chini, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*), Philipp Glauser

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 500 13 50

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Bühnenreif

Der neue Bundesrat übertrifft sich selbst. Eveline Widmer-Schlumpf bleibt die Machiavellistin des Moments.
Von Roger Köppel

Der Lack ist ab. Der neue Bundesrat ist so zerstritten wie der alte. Abgründe der Egozentrik öffnen sich. Vordergründig sind alle empört, aber heimlich freut sich die SVP, in deren Interesse es nicht liegt, wenn die Dinge zu reibungslos funktionieren in Bern. Die gute Nachricht lautet: Streit fördert Transparenz. Es herrscht klare Sicht auf das Desaster. Und: Aus Schaden wird man klug. Zwangsläufig.

Das Kernproblem: Die Schweiz hat seit der Blocher-Abwahl keine tragfähige Regierung mehr. Das Minderheitenkabinett von Bern will unter Teilausschluss der wählerstärksten Gruppe wirken. Das Resultat ist ein Bundesrat, der noch schwächer ist, als ihn die Verfassung vorsieht. Man weiss es doch längst: Die SVP steht einem dritten Sitz näher als die CVP einem zweiten. Trotzdem wird ihr sogar der legitime Anspruch auf eine Doppelvertretung von einer unheiligen, heillos verfeindeten Regierungs-Allianz verweigert.

Charakterlosigkeit kann in verwirrten Zeiten eine Stärke sein. Als geniale Machiavellistin des Moments erweist sich, einmal mehr, die Bündner BDP-Politikerin Eveline Widmer-Schlumpf. Die Frau, deren bisher grösste Leistung darin besteht, dass sie der Partei in den Rücken fiel, von deren Erfolgen sie jahrelang schweigend profitierte, hat sich eiskalt in ein neues Departement gerettet. Der Schachzug soll ihre Abwählbarkeit verringern.

Historiker werden einst bewundernd die zähe Rücksichtslosigkeit erforschen, mit der die frisch gekürte Finanzministerin ihr Ego-Projekt vorantreibt. Vor einem Jahr erzählte sie, ein Wechsel sei «kein Thema». Noch am Wochenende gab sie die Meldung durch, im nächsten Jahr unter Umständen nicht mehr anzutreten. Dann plötzlich schnappte die angeblich Erschöpfte mit Raubtierreflex nach ihrem neuen Posten. Ein ihr durchaus wohlgesinnter Nationalrat sagt es in einer Mischung aus Ironie und Anerkennung so: «Frau Widmer-Schlumpf hört auf niemanden und macht, was sie will.» Im Namen von rund fünf Prozent der Stimmberechtigten übernimmt sie jetzt eines der wichtigsten Dossiers der Regierung.

Überrascht wurde niemand, aber die Frage lautet: Warum wurde es nicht verhindert? Die Verantwortung liegt bei Bundesprä-



Die Bundespräsidentin ist schuld.

sidentin Doris Leuthard. Sie hätte sagen können und sagen müssen, dass es auf einen Affront hinausläuft, wenn eine von ihrer Partei nicht anerkannte Bundesrätin so kurz vor einem Wahljahr noch schnell, ruck, zuck, in eine neue Abteilung wechselt. War es weibliche Solidarität? War es der eigene heisse Wunsch, endlich das glamourösere Verkehrsdepartement gegen das graue Wirtschaftsressort einzutauschen? Oder hat das Führungsveragen der Bundespräsidentin damit zu tun, dass sie in der Regierung vollstreckt, was ihr Parteichef Darbellay im Parlament so eifrig bewerkstelligt: eine Fusion von BDP und CVP zwecks Sicherung zweier Bundesräte, völlig losgelöst von Wählerzahlen und direkter Demokratie? Es wäre ein grandioser Theaterstoff für Dürrenmatt.

Der Triumph der schwächelnden Mitteparteien CVP, FDP und BDP ist total: Sie kontrollieren mit einem Wähleranteil von gut dreissig Prozent die vier wichtigsten Dossiers im Bundesrat. Die SVP wird durch Ausgrenzung und im VBS auf Distanz gehalten. Die neue SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga soll sich im Justizdepartement an kriminellen Ausländern und Asylanten die Zähne ausbeissen. Die mit einem Heiligenschein ins Rennen Gestartete entzauberte sich – bei allem Verständnis für ihre Enttäuschung – noch selber, indem sie ihrem Unmut über die Ressortverteilung Luft machte. Besser kann ein Vorgesetzter sein neues Team nicht demotivieren.

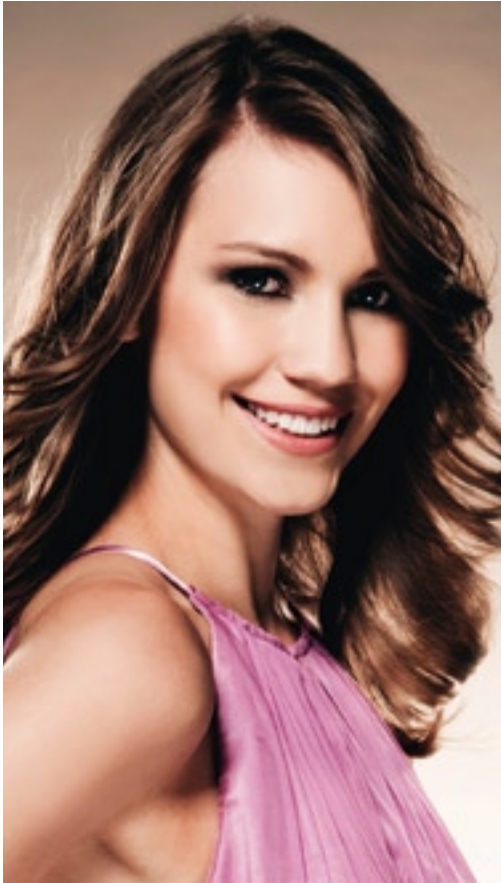
Alle schauen für sich, niemand traut dem andern. Wo blieb die staatsmännische Intervention des FDPlers Johann Schneider-Ammann? Das Resultat der letzten Woche ist eine Minderheitenregierung der Mitte, die sich über die grossen Parteien rechts und links hinwegsetzt. Die Folgen der Zwängerei sind absehbar: Wir werden Blockaden und Störmanöver erleben. Reformen bleiben stecken. Die Instabilität nimmt zu. Der Selbsterhaltungstrieb der Bundesräte bleibt ein Merkmal der Regierung. Was von der Konkordanz am letzten Mittwoch übrigblieb, hat sich mittlerweile ganz verflüchtigt.

Der Minderheitenbundesrat der Mitte erklärt die 11. AHV-Revision bereits zum Plebiszit über die Regierungsfähigkeit der ausgebremsten Konkurrenz. Nur wer den Kompromiss mitträgt, darf sich Chancen ausrechnen auf eine Wiederaufnahme in den Kreis der Mächtigen. Es wird nicht funktionieren. Die SP glüht vor Zorn. Die SVP fühlt sich nach der Missachtung der Konkordanz an keinen Regierungsbeschluss gebunden. Die AHV-Revision wird zerschellen, weil der neuen Regierung niemand folgt. Ruhe kehrt erst dann ein, wenn alle Parteien gemäss ihrer Wählerstärke wieder eingebunden werden.

Es ist eine Ironie, dass sich für die SP das blinde Vertrauen in den Freisinn und die CVP nun bitter rächt. Die naiven Genossen erleben ein unsanftes Erwachen, und für einen Moment dürfte es ihnen ein bisschen so ergehen wie der SVP nach der Abwahl Blochers, an der die Sozialdemokraten lachend mitarbeiteten. Hätten sie nur auf ihren alten Strategen Peter Bodenmann gehört. Der frühere Parteipräsident sah es richtig und mahnte die Kollegen, anstelle der FDP einen SVP-Bundesrat zu wählen. Der Plan erfolgte nicht aus Nächstenliebe, sondern aufgrund der vorausschauenden Sorge, wonach der zweite Sitzgewinn der SVP im nächsten Jahr auf Kosten der Linken gehen könnte.

Am Ende dürften die bühnenreifen Vorgänge der SVP zugutkommen. Sie kann sich zurücklehnen und die Kapriolen der andern mit triumphierendem Bedauern registrieren. Sie steht mit einem Bein abseits und damit automatisch besser da. Sie ist weiterhin an keinem spielentscheidenden Departement beteiligt, wofür man ihr keinen Vorwurf machen kann. Der deutsche Philosoph Hegel würde es als eine «List der Vernunft» bezeichnen, wenn eine Tat das Gegenteil von dem bewirkt, was eigentlich die Absicht war. In Bern geschieht genau dies: Je mehr man die ungeliebte Volkspartei nach unten drückt, desto stärker macht man sie.

Schliessen wir mit einer guten Nachricht: Wenn sich eine Regierung durch Konkordanzmissachtung selber lähmt, wächst die Macht der Bürger. Geht die Konkordanz zu Ende, schlägt die Stunde der direkten Demokratie.



Auserwählt: Miss Schweiz Cook. Seite 36



Sünde auf der Alm: «Sennentuntschi». Seite 46



Ohne Zukunft: Muslime am Taj Mahal. Seite 30



Outdoor-Boom: Berggänger. Seite 50

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Hauen und Stechen in Bern

12 «Da könnten Sie sich noch täuschen»

Der neue Bundesrat Johann Schneider-Ammann über Konflikte zum Start der neuen Regierung und über den Vorwurf, er sei zu kompromissbereit

16 Lobbying mit Steuergeld

Der Städteverband kämpft neuerdings für linke Anliegen

17 Hochbezahlte Irrtümer

Die Fehlprognosen des Unternehmers Claude Longchamp

17 Personenkontrolle Weibel, Marti, Spieler, Kall

19 Essay Warum das Volk den Bundesrat wählen sollte

20 Sozialdemokratie Europas Linke in Schwierigkeiten

22 Unternehmen Samih Sawiris' Orascom-Aktie taucht

23 Wirtschaft Umverteilung bei Zwangsversicherungen

25 Sport Thomas Tuchel, Erfolgstrainer bei Mainz 05

26 Mörgeli Bündner Bienenkönigin

26 Bodenmann Schmutzlibuben im Schwitzkasten

27 Medien Nicht traurig, aber wahr

27 Kostenkontrolle 40 000 Franken für ein Schweizerkreuz

28 Leserbrief

Hintergrund

30 Der Islam schafft sich ab

Die islamische Welt werde untergehen, sagt der ägyptisch-deutsche Politologe Hamed Abdel-Samad

32 Familiäre Zwänge Viele Suizide bei Türkinnen in Europa

34 Minarette «Wir beharren auf unserem Recht»

36 Planet der Frauen

Miss Schweiz im Bundeshaus? Die neue Casting-Gesellschaft

38 Sittengemälde der Inkompetenz

Die staatliche Justiz ist im Fall Vekselberg völlig überfordert

40 Im Bunkerwahn

Der Bundesrat will an den Schutzräumen festhalten

42 Angestellt, nein danke

Sechs Jung-Unternehmer auf ihrem Weg zum Erfolg

46 Film Zwei Schweizer Produzenten starten durch

48 Im Schnelldurchlauf

Der Skandal um «Sennentuntschi» kommt den Zürcher Filmfestspielen gerade recht. Rückblick und Filmkritik

50 Ich bin dann mal draussen

Sport unter freiem Himmel boomt wie nie zuvor

54 Zehn Gründe gegen den Frieden

Warum US-Präsident Obama im Nahen Osten scheitern wird

56 USA Das neue Buch des Starjournalisten Bob Woodward

57 Schweden Was bringt die neue konservative Regierung?



«Es kam aus heiterem Himmel»: ehemaliger UBS-Chef Peter Wuffli. Seite 58

Interview

58 «Wut, Enttäuschung, Trauer»

Sechs Jahre lang war Peter Wuffli Chef der UBS, dann ereilte ihn dasselbe Schicksal wie seinen Vater drei Jahrzehnte zuvor bei der Credit Suisse: Er wurde entlassen. Jetzt hat er ein Buch über Ethik geschrieben

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Gustave Caillebotte, Impressionist

64 Namen Von Bligg bis Kate Perry

64 MvH Meine besseren Tage

65 Chronique scandaleuse Männer, Frauen und Diamanten

66 Im Gespräch Gerda Spillmann, Kosmetikpionierin

67 Luxus Lammfromm

68 Auto Toyota Prius VVT-i HSD Linea Sol Premium

69 Zu Tisch Restaurant «Spice» im Hotel «Rigiblick», Zürich

69 Wein Quinta de Soalheiro: Alvarinho Soalheiro 2009

70 Bestseller

70 Gegen die Glaswand der Welt

«Blade Runner», «Total Recall», «Minority Report» – der Science-Fiction-Autor Philip K. Dick lieferte den Stoff für Kinohits. Seine realistischen Romane sind noch zu entdecken

72 Jazz Scott Colley

72 Film «180° – Wenn deine Welt plötzlich kopfstecht»

73 Thiel Die neue Weltordnung

73 Darf man das? Im Büro Aktposter aufhängen

74 Hochzeit Andrea und Roger Bürki

Autoren in dieser Ausgabe

Mikael Krogerus



Mikael Krogerus, 1976 in Stockholm geboren, ist freier Journalist und Buchautor. In dieser Ausgabe schreibt er, was die im Ausland vielkritisiertere konservative Regierung den Schweden bringt und warum das Land bald wieder zukunftsweisend für ganz Europa werden könnte. Seite 57

Julia Onken



Mit wachsendem Befremden hat die Psychologin und Psychotherapeutin Julia Onken die abgefeimten Winkelzüge der Parlamentarier bei den letzten Bundesratswahlen verfolgt. In ihrem Essay erklärt sie, warum die Regierung besser vom Volk gewählt würde. Seite 19

www.weltwoche.ch

iWeltwoche



Lesen Sie die Weltwoche als Abonent/-in auch auf dem iPhone. Die iApp erhalten Sie für einmalig Fr. 5.50 im App Store oder unter www.weltwoche.ch/iapp.

DIE WELTWOCH



Hauen und Stechen in Bern

Von Philipp Gut — Der Ausgang der Bundesratswahlen wurde als Signal für Einheit und Stabilität besungen. Der Jubel ist Makulatur. Die Allianz von SP und FDP sieht sich vor dem Richter wieder.



Furiose Entzweiung: die Parteipräsidenten Pelli (FDP) und Levrat (SP).

Karl Kraus hätte seine Freude an Bundesbern. Dem österreichischen Satiriker gelang es mit einer einfachen Methode, seine Gegner zu entlarven: Er druckte ihre Zitate ab, unverändert, ohne jeden Kommentar. Der genialisch-simple Kunstgriff funktionierte: Die Aussagen demontierten sich selbst.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Statements, die die Protagonisten und Strippenzieher der Bundesratskür von sich gegeben haben. Man braucht sie sich bloss in Erinnerung zu rufen – und die Vorgänge im Bundeshaus werden zur Kenntlichkeit entstellt.

Unmittelbar nach ihrer Wahl sagte Simonetta Sommaruga (SP), ein Mitglied der Landesregierung müsse auch gegenüber der eigenen Partei «erklären können, wie ein Bundesratsentscheid zustande gekommen ist». Dazu gehöre, «die Argumente der Regierungsmehrheit zu vertreten, wenn man in der Minderheit ist».

Schnitt, fünf Tage später. Die Regierungsmehrheit hat entschieden, dass Sommaruga das Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) übernimmt. Die Neue greift, quasi als erste Amtshandlung, sofort zu einem ungewöhnlichen Mittel: In einer Mitteilung macht sie deutlich, dass sie weder mit dem Vorgehen noch mit dem Ergebnis der Ausmarchung zufrieden ist. Ein winziges Wörtchen verrät alles:

Sie werde sich «auch» im EJPD einsetzen. Als ob das nicht selbstverständlich wäre. Besucher ihrer Homepage begrüsst die Frischgewählte mit dem Versprechen: «Simonetta Sommaruga glaubwürdig».

Der Streit um die Departementsverteilung zertrümmerte mit einem Schlag das schöne Bild, das die Allianz aus FDP, CVP, BDP und SP nach den Wahlen gezeichnet hatte. Die Tatsache, dass es dem Mitte-links-Bündnis gelungen war, eine angemessene Vertretung der SVP in der Regierung zu verhindern, wurde als Sieg der «konstruktiven, lösungsorientierten Kräfte» gefeiert.

Erkenntnisschub der Sozialdemokraten

Der Zürcher *Tages-Anzeiger* schrieb am Tag nach der Wahl: «Viele Schweizer haben genug von eitlen Solotänzerinnen und -täänzern im Bundesrat. Sie wollen keine Regierung, die dauernd in aller Öffentlichkeit streitet, sondern ein Team mit guten Leuten, die ernsthaft um mehrheitsfähige Lösungen ringen. Auch das Parlament hat gemerkt, dass es Zeit ist, das politische Spiel zu beruhigen – die Bundesratswahlen zeigen das eindrücklich.»

Am Dienstag dann kam die Meldung, dass FDP-Präsident Fulvio Pelli SP-Chef Christian Levrat verklage – weil er ihn öffentlich einen «Lügner» nannte. Es handelt sich um die Füh-

rer jener Parteien, die sich durch Absprachen gegenseitig die Zweiervertretung im Bundesrat gesichert hatten. Die Partner, die gestern noch zusammen ins Bett stiegen, sehen sich morgen vor dem Richter wieder.

Die rekordverdächtig rasche und furiose Entzweiung löste bei Levrat offenbar einen Erkenntnisschub aus. «Dieselben Personen, die immer von Kollegialität sprechen», hätten Simonetta Sommaruga gegen ihren Willen ins Justizdepartement abgeschoben. Es sei der «erste Schritt, die SP aus der Regierung zu werfen».

Von der «Verräterin» verraten

Damit nicht genug. Der Zorn der SP richtet sich auch gegen Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), die mit ihrem Wechsel die Voraussetzungen dafür schuf, dass Sommaruga das ungeliebte EJPD zufiel. Bereits liessen Parteipolitiker verlauten, es sei unklar, ob sie Widmer-Schlumpf 2011 wieder wählen werden.

Die Vorfälle mögen grotesk anmuten, doch sie entbehren nicht einer gewissen Logik und Konsequenz. Es schliesst sich ein Kreis.

Was den Sozialdemokraten offensichtlich schockartig zu Bewusstsein kam, hat die Partei am anderen Ende der Skala längst erfahren: Die SVP weiss vermutlich, dass die Rede von der «Konkordanz» aus dem Mund der Pellis, Darbellays und Grunders etwa so glaubwürdig ist wie ein Liebeschwur von Julio Iglesias. Es ist erstaunlich, dass die Sozialdemokraten erst jetzt zu dieser Einsicht kommen, wo sie sich selbst betroffen wähnen. Dies umso mehr, als sie den Angriff auf die Zauberformel mit dem Vorschlag und der Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf selber lanciert hatten. Dass sie sich von der «Verräterin» verraten fühlen, ist, je nach Sichtweise, eine amüsante oder bittere Ironie der Geschichte.

Bereits am Tag nach der Wahl schrieb Kollege Urs Paul Engeler in der *Weltwoche*, den Versprechungen der Mitteparteien sei zu misstrauen, die SVP werde auch 2011 keineswegs mit einem zweiten Sitz im Bundesrat rechnen können. Die Konkordanz bleibe beschädigt, es beginne das Zeitalter des Oppositionssystems.

Die Einschätzung lag damals quer in der Landschaft, mittlerweile sprechen Politiker der Mitteparteien reihenweise und in aller Öffentlichkeit davon, die SVP dauerhaft ausser vor lassen zu wollen. Hans Grunder, Chef der Bonsai-Partei BDP, die mit ihrem Sitz im Bundesrat in eklatanter Weise übervertreten ist, verlangt von der SVP, sie müsse zuerst «ein paar Hausaufgaben» machen, bevor sie wieder «reif» sei für die Regierung.

Karl Kraus würde das unkommentiert stehen lassen. Er hat recht.

Mehr zum Thema: Seite 12, 26, 36

«Da könnten Sie sich noch täuschen»

Von Roger Köppel — Der neue Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann über Konflikte zum Start der neuen Regierung, über den Vorwurf, er sei zu kompromissbereit, und über die Frage, warum ihm die zunehmende Bevölkerungsdichte in der Schweiz Sorgen bereitet.

Sehr geehrter Herr Bundesrat, Gratulation zur Wahl. Warum haben Sie nicht das Finanzdepartement übernommen, sondern das weniger wichtige Volkswirtschaftsdepartement?

Im Bundesrat gilt das Anciennitätsprinzip. Ich erhielt das Volkswirtschaftsdepartement zugeteilt und freue mich darauf, meine Fähigkeiten und Erfahrungen dort einzubringen. Das EVD ist wichtig: Die Sicherung eines flexiblen Arbeitsmarkts und das Öffnen neuer Märkte durch Freihandelsabkommen ermöglichen neue Arbeitsplätze in der Schweiz.

Zwischen SP-Präsident Levrat und FDP-Chef Pelli scheint nach der Departementsverteilung ein kalter Krieg ausgebrochen zu sein. Täuscht der Eindruck, oder endet bereits die erste Amtshandlung der neuen Regierung im Streit?

Alle sieben Bundesräte haben die Ressortzuteilung akzeptiert. Zum Streit zwischen den Parteichefs kann und will ich mich nicht äussern.

Sie haben in einem Interview Bundesrätin Widmer-Schlumpf fast schon überdeutlich gelobt. Soll die BDP-Ministerin in der Regierung bleiben und die numerische Konkordanz nicht wiederhergestellt werden?

Frau Widmer-Schlumpf macht einen sehr guten Job...

... wenn das allein für einen Bundesratsposten reichte, könnten wir künftig Wahlen durch Stelleninserate ersetzen.

Langsam, langsam. Für mich ist die Konkordanz unbestritten, auch die numerische Konkordanz. Die Konkordanz ist nicht nur auf die Arithmetik reduzierbar. Wir sind ein kleines Land, und wir müssen uns gegen grosse behaupten. Es kommen noch grössere Herausforderungen auf uns zu. Die stärksten politischen Kräfte müssen am Tisch sein. Konkordanz ist das Rezept für dieses Land.

Steht der wählerstärksten Partei nun ein Bundesratssitz zu, oder wollen Sie die Doppelvertretung der SVP von anderen Kriterien abhängig machen?

Die Regierungszusammensetzung ist Sache der Bundesversammlung und der Parteien. Grundsätzlich müssen die Bundesratssitze die Stärke der einzelnen Parteien reflektieren.

Letzte Woche wurde der russische Industrielle Viktor Vekselberg freigesprochen. Er



«Frau Widmer-Schlumpf macht einen guten Job»: Bundesrat Schneider-Ammann.

habe beim Kauf von Oerlikon-Aktien nicht gegen hiesige Gesetze verstossen. Ist das eine gute Nachricht für die Schweiz?

Die Schweiz ist ein Rechtsstaat. Das Gericht hat entschieden. Es steht mir nicht zu, dieses Urteil zu interpretieren.

Sie gehören im Freisinn zu einer Art Heimatschutzfraktion, welche die Übernahme von Schweizer Firmen durch Ausländer erschweren möchte. Das Vekselberg-Urteil muss Sie irritieren.

Es geht doch nicht um Heimatschutz. Es geht um den Rechtsstaat, der mir äusserst wichtig ist. Im Fall von OC Oerlikon und Viktor Vekselberg ist nun geklärt, dass diese Parteien mit korrekten Methoden zu ihren Anteilen gekommen sind. Das Urteil ist zu respektieren. Herr Vekselberg teilte ich schon früh mit: «Wer redlich in die Schweiz kommt und hier wirklich als industrieller Investor bleibt, das heisst langfristig investiert, die Firmen weiterentwickelt, der ist willkommen.» Ich erwarte, dass Herr Vekselberg die Innovation am Standort Schweiz vorantreiben wird.

Sie wollen die Kollegialität im Bundesrat stärken. Ist das wirklich das Problem? In den letzten Krisen gab es zu wenig Auseinandersetzung, zu viel Harmonie.

Es geht um die Sache. Die besten Lösungen müssen gefunden werden. Zuerst wird heftig gestritten, dann ist der Entscheid gemeinsam zu vertreten. Während der Lösungssuche sollte sich niemand verbiegen müssen. Nachher ist es folgerichtig, dass man sich hinter den gefundenen Kompromiss stellt.

Man sagt Ihnen nach, dass Sie in der Politik allzu schnell nachgeben, um es sich nirgends zu verderben.

Ich weiss: Die *Weltwoche* versucht mir das Etikett anzuhängen, ich sei a priori zu kompromissbereit. Da könnten Sie sich noch täuschen ...

... die Demokratie ist die Staatsform des institutionalisierten Misstrauens.

Ich komme aus einer Umgebung, in der immer sehr heftig um Lösungen gerungen wurde, in gegenseitigem Respekt, aber mit diametral unterschiedlichen Auffassungen. Hinter den Kulissen soll man streiten, da muss alles erlaubt sein. Wenn man aber in einer Regierung vordergründig streitet, wird das Land geschwächt. Da möchte ich zu mehr Einheitlichkeit beitragen. Das meine ich mit Kollegialität.

Wir haben den Eindruck, es gebe zwei Schneider-Ammanns: den harten Unternehmer und den auf Samtpfoten wandelnden Politiker, der es allen recht machen will. Sind Sie politisch authentisch?

Geben Sie mir Zeit, um mich in mein Amt einzuleben. Der Moment wird kommen, wo Sie Urteile abgeben können.

Der Bund will im Rahmen eines Konsolidierungsprogramms zwei Milliarden Franken einsparen. Stehen Sie voll dahinter? Wie dezidiert ist Ihr Sparwille?

Wir müssen die Ausgaben und die Einnahmen in Balance bringen, strukturelle Defizite sind zu vermeiden. Ob die zwei Milliarden genug sind und ob am richtigen Ort gespart wird, dazu kann ich noch nichts sagen.

Es gibt innerhalb der Economiesuisse, deren Vizepräsident Sie sind, gewisse Unsicherheiten, ob Sie wirklich einen entschiedenen Sparkurs fahren werden.

Wir haben bei der Economiesuisse im Interesse des Landes die Meinung vertreten, dass wir eine gesunde Haushaltspolitik brauchen. Diese Haltung vertrete ich nach wie vor. Nun habe ich eine neue Funktion. Und da gibt es nicht nur eine Informationsquelle, sondern



Dynamik: Bundesrätin Leuthard in Brüssel.

zahlreiche Quellen rundum. Ich werde versuchen, meinen Einfluss, sobald ich im Amt bin, entsprechend zur Geltung zu bringen. **Sie bezeichnen sich als Liberalen, trotzdem wollten Sie einen staatlichen «Überbrückungsfonds» für darbenende Industrieunternehmen einrichten. Economiesuisse nannte es einen ordnungspolitischen Sündenfall.**

Sie müssen diese Idee im Kontext der damaligen Zeit sehen. Die Schweizer Realindustrie war in einer heiklen Lage. Die Finanzkrise wütete, die Banken waren geschwächt. Die Kredite flossen nicht wie erwartet. Da sagten wir, der Bund solle den Banken den Rücken stärken, damit wir «normal» unterstützt würden.

Halten Sie Ihre damalige Forderung immer noch für richtig?

Ich habe kein schlechtes Gewissen. Es ha-

ben sich damals Leute kritisch geäussert, die nicht direkt an der Front standen. Es gab extrem kritische Momente. Ordnungspolitisch war die Forderung heikel, aber zum damaligen Zeitpunkt realpolitisch richtig. Wir wollten für den schlimmsten Fall vorbereitet sein. Zum Glück kam dann eine Erholung, und die Situation entspannte sich.

Die Schweizer Rechtsordnung bleibt unter Druck. Die hochverschuldeten EU-Staaten greifen unsere Standortvorteile an, Stichwort Steuersouveränität. Sind Sie, der Konziliante, Geschmeidige, wirklich bereit, die Souveränität der Schweiz mit letzter Entschlossenheit zu verteidigen?

Ich bin erstaunt über Ihre Frage ...

... Sie haben beispielsweise im Schweizer Fernsehen gegenüber dem früheren deutschen Finanzminister Hans Eichel beim Bankkundengeheimnis nachgegeben und einen neuen Umgang mit Steuerdelikten gefordert.

Das ist aus dem Zusammenhang gerissen. Dieses Land liegt mir am Herzen. Dieses Land hat seine Rechtsordnung. Ich werde diese Rechtsordnung mit Zähnen und Klauen verteidigen. Darauf können Sie sich verlassen. Die Rechtsordnung ist vielleicht da und dort anpassungsfähig ...

... also doch ...

Halt: zu unserem Vorteil anpassungsfähig. Damit wir unsere Interessen besser verteidigen können.

Sind Sie also dafür, dass wir die Holdingsteuern in der Schweiz für alle Gesellschaften senken, damit kein Unterschied mehr besteht zwischen inländischen und ausländischen Unternehmen? Was die EU ja nicht statthaft findet.

Wir sollten uns doch von der EU nicht sagen lassen, was statthaft ist und was nicht. Das beurteilen wir selber. In dem von Ihnen angesprochenen Punkt kenne ich das Dossier zu wenig gut. Was gegenüber der EU, aber auch gegenüber der Schweiz deutlich gemacht werden muss: Die Schweiz weiss, wer sie ist. Sie weiss, wer sie sein will. Und sie beharrt auf ihrer Autonomie. Dazu bedarf es eines vertraglich geregelten Grundeinverständnisses mit den Nachbarn.

Warum waren Sie dann für eine Lockerung des Bankkundengeheimnisses?

Ich habe nie gesagt, das Bankkundengeheimnis sei das Problem. Der Umgang mit dem Bankkundengeheimnis war das Problem. Ich verlange, dass die Gesetze respektiert werden. Die systematischen Übergriffe, die sich eine UBS zuschulden kommen liess, sind abzustellen. Es geht nicht, andere zur Steuerhinterziehung anzustiften. Nun müssen wir eine Lösung mit der EU finden im Bereich der Abgeltungssteuer.

Die Deutschen gingen seinerzeit so weit, widerrechtlich beschaffte Bankkundendaten

zu kaufen, um ihrem Gesetz gegen Steuerhinterzieher Nachachtung zu verschaffen. Der Schweizer Bundesrat schien derweil darüber nachzudenken, wie er der Gegenseite entgegenkommen könne. Mit dieser Einstellung hätten Sie doch als Unternehmer nie den Erfolg erzielt, den Sie haben.

Ich bin froh, dass Sie wenigstens diesen Erfolg anerkennen. Spass beiseite: Es ist doch nicht so, dass der frühere Bundesrat nicht die Interessen der Schweiz verteidigt hätte. Ihre Darstellung ist eine Verzerrung der Tatsachen. Unabhängig davon mag es sein, dass das Kollektiv gegen aussen nicht so geschlossen auftrat, wie es hätte der Fall sein müssen.

Die EU erklärt den bilateralen Weg für beendet. Man spricht von einem Rahmenabkommen. Bundespräsidentin Leuthard lancierte eine Arbeitsgruppe mit der EU. Skeptiker ahnen: Hier wird wieder scheinweise Autonomie preisgegeben.

Für mich steht der bilaterale Weg im Zentrum. Er ist im Interesse der Schweiz. Dazu braucht es zwei Partner, die sich finden müssen. Dieser Weg hat eine gewisse Dynamik. Wie man die Dynamik aktuell organisiert, kann ich noch nicht kommentieren, aber ich werde mich im Bundesrat dafür einsetzen, dass der Bilateralismus durchgesetzt wird und nicht etwa ein verdeckter Beitritt. Ich habe übrigens in Brüssel nicht gehört, dass der bilaterale Weg zu Ende sei.

Eben brachte die FDP ein Sicherheitspapier heraus, in dem man sich stärker für eine Einbindung der Schweizer Armee in die internationale Sicherheitsarchitektur ausspricht. Ihre Partei weicht die Autonomie auf, die Sie angeblich stärken wollen.

Das stimmt nicht. Richtig ist: Die FDP schlägt einen Beobachterstatus der Schweiz bei der Europäischen Verteidigungsagentur vor. Keine Angst, es gibt keinen schleichenden EU-Beitritt unterhalb des Radars. Es gibt einen Verfassungsauftrag für die Armee. Stabilität ist entscheidend für die Schweiz, aber Stabilität ist nicht ausschliesslich innerhalb der Landesgrenzen herstellbar. Deshalb ist es für mich in Ordnung, wenn wir Beiträge zur internationalen Friedenssicherung leisten. Limitiertes Engagement im Ausland zwecks Sicherstellung der dortigen Stabilität zur Sicherung der Stabilität zu Hause: Da bin ich dafür.

Wirklich? Wir erleben das Grounding des militärischen Internationalismus. Die Auslandeinsätze der Amerikaner stecken im Sand fest. In Deutschland stieg die innere Unsicherheit durch das Engagement in Afghanistan. Bundesrat Maurer hat recht, wenn er sich dem widersetzt.

Deutschland ist der gewichtigste Staat der Europäischen Union, entsprechend gross



Vorbild: Finnlands General Mannerheim.

ist das strategische Gewicht. Nie würde ich diesen Vergleich mit der Schweiz zulassen. Wir können bescheidene Beiträge leisten. Mehr nicht. Das aber sind wir der Internationalität schuldig.

Wo ziehen Sie die Grenze?

Sehr limitierte Friedensförderungsbeiträge: Ja. Friedenerzwingende Engagements: Nein. Das Gesetz regelt unseren Handlungsspielraum.

Bei der FDP weiss man ja nie so genau, wo sie gerade steht ...

... bei der FDP wissen Sie immer sehr genau, wo sie steht ...

... dann erklären Sie uns, warum eine Christa Markwalder, die einen EU-Beitritt fordert, jetzt vom Berner Freisinn als Ständerätin aufgebaut wird. Ihre Partei will in die EU und dann wieder nicht.

Das ist Unsinn: Die FDP setzt sich seit Jahren konsequent für den bilateralen Weg ein. Die FDP ist eine Partei, die das Individuum zuoberst hinstellt. In dieser Partei gibt es unterschiedliche Meinungen – das ist gesund.

Egozentrik als Programm?

Überhaupt nicht. Bei uns muss um Lösungen gestritten werden, da werden Unterschiede sichtbar, die wieder zusammengeführt werden. Das Verhältnis zu Europa wird auch Thema der nächsten Delegiertenversammlung sein – mit einem klaren Bekenntnis zum bilateralen Weg.

Sie haben seinerzeit die Personenfreizügigkeit wuchtig befürwortet. Befürchtungen bezüglich steigender Arbeitslosigkeit bezeichneten Sie als «Angstmacherei». Nehmen Sie Ihre Beschwichtigungen zurück? Es ist eine Tatsache, dass Arbeitnehmer, die in der Schweiz ihren Job verlieren, in un-

serem Sozialstaat bleiben und die Kassen belasten.

Die Freizügigkeit ist Teil des bilateralen Pakets. Dieses Paket ist wichtig für unsere Wohlfahrt und Sicherheit. Ich habe nie verschwiegen, dass es auch negative Folgen geben werde. Umso wichtiger die Umsetzung, die auf Druck der FDP verbessert wird.

Tatsache ist: Personenfreizügigkeit funktioniert nur dann, wenn der Sozialstaat auf ein Minimum heruntergefahren wird.

Ich teile Ihre These nicht. Der Sozialstaat ist, wenn man das Wort einmal gebrauchen will, eine Errungenschaft, die wir den hiesigen Leuten doch nicht vorenthalten dürfen. Die Schweiz profitiert insgesamt von der Zuwanderung. Spitäler und Hotellerie sind nur zwei Branchen, die ohne Arbeitskräfte aus dem Ausland nicht funktionieren würden, vom Kellner bis zum Chefarzt. Wir bewegen uns auf einem hohen Niveau sozialer Sicherheit, und wir tun gut daran, dieses Niveau nach Kräften zu halten. Wer dazu beiträgt, ist erwünscht.

Sind Sie über die zunehmende Bevölkerungsdichte in der Schweiz besorgt?

Ja. Auch ich stelle fest: Die Züge sind gefüllt, die Strassen ebenfalls. Zersiedelung ist eine Tatsache. Der Raum kann nicht beliebig erweitert werden. Die Herausforderung ist: Welche Zuwanderung darf es sein, welche nicht? Nicht allein die absolute Zahl ist entscheidend. Es geht auch um das Verhältnis zwischen werktätigen und nichtwerktätigen In- und Ausländern. Wir müssen unser Demografieproblem lösen.

Beleuchten wir noch ganz knapp Ihre Positionen in wichtigen Fragen. Boni-Steuer: Sind Sie dafür oder dagegen?

Ich bin gegen die vorliegenden Vorschläge. Stattdessen müssen die Aktionärsrechte gestärkt werden.

Staatliche Kinderkrippen: Brauchen wir mehr oder weniger?

Weder noch, das jetzige private und das staatliche Angebot von heute ergänzen sich gut.

Kriminelle Ausländer: Ausschaffen oder im Land behalten?

Ich befürworte den vernünftigen und griffigen Gegenvorschlag.

Sollen homosexuelle und heterosexuelle Paare rechtlich gleichgestellt werden?

Ich befürworte die jetzige Regelung.

Welches Buch hat Ihr Leben verändert und warum?

Ein einziges Buch hat mein Leben nicht verändert.

Wenn Sie die Chance hätten, sich mit einer verstorbenen historischen Figur über das Leben und die Politik zu unterhalten, wen würden Sie auswählen?

General Mannerheim, den finnischen Kommandanten im Winterkrieg 1939/40. ○

Lobbying mit Steuergeld

Von Alex Reichmuth — Der Städteverband hat an vorderster Front gegen die Revision der Arbeitslosenversicherung gekämpft. Seine Positionen sind in der Regel deckungsgleich mit linken Parteien.



Gemeinsam gegen die Revision: Gewerkschaftsführer Rechsteiner (l.), SP-Stadtrat Waser.

Viele Zuschauer der «Arena» nahmen es mit einer gewissen Verwunderung zur Kenntnis: Seite an Seite mit Gewerkschaftsführer Paul Rechsteiner kämpfte vor drei Wochen der Zürcher Sozialvorsteher Martin Waser als Vertreter der Städte in der SF-Sendung gegen die Revision der Arbeitslosenversicherung. Zwar ist es nichts Neues, dass Kantons- und Gemeinde-gremien in Abstimmungskämpfe eingreifen. 2004 vertrat zum Beispiel Eveline Widmer-Schlumpf, damals Bündner Finanzdirektorin, das Nein der kantonalen Finanzdirektoren zum Steuerpaket – in der gleichen Sendung. Dass nun aber auch die Städte mit klaren politischen Positionen auftreten, ist gewöhnungsbedürftig.

In Zukunft wird es aber normal sein: Der Städteverband hat nämlich aufgerüstet. Der Zusammenschluss von 126 Schweizer Städten, einst ein ziemlich träger Verband, tritt nun als agiler Lobbyist auf. Das Erscheinungsbild wurde aufgefrischt, der Webauftritt erneuert und das Stellenbudget erweitert. Möglich war das dank einer schwindelerregenden Erhöhung der Mitgliederbeiträge: Mussten die angegliederten Städte bis 2009 noch 26 Rappen pro Einwohner und Jahr abliefern, sind es nun 60 Rappen – ein Plus von über 130 Prozent. Die Erhöhung hat in einigen Städten zu roten Köpfen geführt – namentlich in Zürich, das nun

220 000 Franken Steuergeld abliefern muss statt 95 000 Franken. Die städtische SVP opponierte gegen die Aufstockung – allerdings erfolglos. Für Renate Amstutz, Direktorin des Städteverbandes, ist die Erhöhung der Beiträge gerechtfertigt: Diese seien seit den frühen neunziger Jahren nie mehr voll der Teuerung angepasst worden. Die Aufgaben des Verbandes seien aber stark gewachsen: Aufgrund der neuen Bundesverfassung von 2000, schreibt Amstutz, sei der Städteverband zum Beispiel Vernehmlassungspartner des Bundes und zudem eingeladen, in zahlreichen Projekten, Arbeitsgruppen und Kommissionen mitzuwirken.

Städter stimmen links

Dank des ausgeweiteten Budgets gibt der Städteverband nun fleissig Parolen heraus und nimmt zu allen möglichen politischen Fragen Stellung. Die Positionen sind fast immer deckungsgleich mit denen linker Parteien: So sprach sich der Städteverband vor seinem Nein zur Revision der Arbeitslosenversicherung schon für die Zusatzfinanzierung der Invalidenversicherung und gegen das Minarettverbot aus. Kürzlich engagierte er sich für Berufslehren für Sans-Papiers.

Betrachtet man das Abstimmungs- und Wahlverhalten der Städte, scheinen die Positionen des Städteverbandes gerechtfertigt. Die Städte

stimmen regelmässig mehr links als die gesamte Schweiz und insbesondere als die Landregionen. Das zeigte sich am letzten Sonntag: Während der Kanton Zürich mit 60 Prozent ja zur Revision der Arbeitslosenversicherung sagte, waren es in der Stadt Zürich nur 51 Prozent. Die Stadt Bern lehnte die Vorlage gar knapp ab (48 Prozent Ja), während der Kanton Bern sie mit 54 Prozent guthiess. Basel-Stadt als ausgesprochener Stadtkanton war gar der einzige Deutschschweizer Stand, der nein sagte.

Deutliche Unterschiede gab es schon bei vergangenen Abstimmungen: Die städtischen Gebiete stimmten der Einführung eines Tierschutzanwaltes mit 32 Prozent zu, die ländlichen Gebiete hingegen nur mit 22 Prozent. Während sich 66 Prozent der Landbevölkerung für das Minarettverbot erwärmen konnten, waren es bei der Stadtbevölkerung nur 54 Prozent. Nicht überraschend ist die SP in den städtischen Parlamenten mit 25 Prozent die stärkste Kraft, während sie bei den nationalen Wahlen 2007 nur 20 Prozent erreichte. Die SVP hingegen ist mit 14 Prozent in den Städten nicht einmal halb so stark wie national (29 Prozent).

«Sammelsurium der Wahlverlierer»

Dennoch bleibt die Frage: Ist es richtig, dass ein Zusammenschluss von Städten mit Steuergeld politische Propaganda betreibt? Roger Liebi, Präsident der SVP der Stadt Zürich, meint nein: Der Städteverband sei ein «Sammelsurium der Wahlverlierer auf eidgenössischer Ebene», das von SP und FDP missbraucht werde, damit sie ihre politischen Positionen geltend machen können. Tatsächlich sitzen im 16-köpfigen Vorstand des Städteverbandes sechs Vertreter der SP und fünf Vertreter der FDP, ergänzt von zwei Grünen, zwei CVP-Vertretern und einem Parteilosen. Die SVP ist gar nicht vertreten.

Der Städteverband begründet sein Engagement damit, dass fast drei Viertel der Schweizer Bevölkerung in Städten lebten und diese darum angemessen vertreten sein müssten. Gerade wegen ihres grossen Bevölkerungsanteils können die Städte aber demokratische Entscheidungen dominieren. So überstimmte die Stadtbevölkerung die Landbevölkerung etwa bei den Abstimmungen über das Osthilfegesetz (Kohäsionsmilliarde) und über die IV-Zusatzfinanzierung. Warum hier zusätzliches Lobbying nötig sein soll, ist unklar. Überhaupt ist nicht einzusehen, wieso es in einer funktionierenden Demokratie neben Parlamenten, Regierungen und Gerichten weitere öffentlich finanzierte Gremien zur Durchsetzung irgendwelcher Interessen braucht. Das betrifft nicht nur den Städteverband, sondern alle halbstaatlichen Zusammenschlüsse, die mit Steuergeld Lobbyarbeit betreiben – zum Beispiel die Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete oder die Konferenz der Kantonsregierungen. ○

Als sei nichts gewesen

Von Philipp Gut — Nach seiner furiosen Fehlprognose beim Minarettverbot lag der Umfrage-Unternehmer Claude Longchamp auch bei Bundesratswahl und ALV-Abstimmung daneben.

Es scheint, als habe sich Claude Longchamp, Monopolist in Sachen Meinungsforschung beim Staatsfernsehen SF, wieder ins Rampenlicht zurückgekämpft. Nur kurz hatte sich der 53-jährige Politikwissenschaftler und Leiter des Instituts GfS Bern etwas wortkarger gegeben als gewohnt. Nach der Minarett-Initiative, bei der sein Institut mit seinen Prognosen rekordverdächtig danebenlag, brach eine Welle der Kritik über Longchamp hinweg. Auch das Fernsehen reagierte, allerdings auf seine Art: Es beschäftigte und bezahlte Longchamp weiter, liess sich von ihm Studien anfertigen wie bisher, verzichtete aber auf deren Veröffentlichung. Der Nutzen für Zuschauer und Gebührenzahler fiel unter den Nullpunkt.

Als sei nichts gewesen, ist Longchamp wieder zurück im Geschäft. Im Vorfeld der beiden jüngsten Ereignisse der eidgenössischen Politik, der Bundesratswahlen und der Abstimmung über die Revision der Arbeitslosenversicherung, meldete sich der Umfragespezialist ausführlich zu Wort. An der Fehleranfälligkeit seiner Prognosen hat sich wenig geändert.

Im *Migros-Magazin* «benotete» Longchamp die Bundesratskandidaten auf sieben lockeren Seiten. Die Zensuren fielen deutlich aus. Die offiziellen Kandidaten von SP und FDP seien «als Bundesrat geeignet», befand SP-Mitglied Longchamp. SVP-Mann Jean-François Rime dagegen erfülle die Anforderungen nur «knapp».

Nicht zu knapp verschätzte sich Longchamp bei der Beurteilung der Wahlchancen. Rime «dürfte vor allem Schneider-Ammann in den beiden ersten Wahlgängen um Nachfolge Merz konkurrenzieren», prognostizierte der agile Kommunikator, der sein Geschäft als Wissenschaft versteht. Es kam anders: Der Nationalrat und Unternehmer aus dem Freiburgischen schaffte es sowohl im Kampf um die Nachfolge von Moritz Leuenberger (SP) als auch in dem um die Nachfolge von Hans Rudolf Merz (FDP) in den Schlussgang. Die besten Chancen von allen Kandidaten hatte Longchamp Genossin Jacqueline Fehr vorausgesagt, die sich frühzeitig aus dem Rennen verabschiedete.

Es war keine gute Woche für Longchamp. Nach den Fehlleistungen bei den Bundesratswahlen lag sein Institut mit den Prognosen zur ALV-Abstimmung weit von den tatsächlichen Resultaten entfernt. Entscheidend für die Qualität einer Voraussage ist, wie präzise sie den Unterschied zwischen Ja- und Neinstimmen erfasst. Am 15. September veröffentlichte GfS



Fehr wird es schaffen: Politologe Longchamp.

Bern seine zweite Umfrage zum Thema. Das Resultat: eine Differenz von 18 Prozent (48 Prozent Ja, 30 Prozent Nein). Das Bild am Abstimmungssonntag sah anders aus. Mit 53,4 Prozent Zustimmung und 46,6 Prozent Ablehnung lag der Unterschied zwischen den Lagern bei 6,8 Prozent. Longchamps Prognose wich also um mehr als 11 Prozent vom Ergebnis ab.

Andere sind besser

Die monopolartige Stellung und die offenbar nach wie vor glänzende Aura des Umfragegurus wirken umso merkwürdiger, als es durchaus Alternativen zu seinen wackligen Umfragen gäbe.

Das Institut Swiss Opinion (Telconet AG) führte im Auftrag der *Weltwoche* ebenfalls eine Umfrage zur ALV-Abstimmung durch. Sie wurde am selben Tag veröffentlicht wie die Studie von GfS Bern und sagte eine Differenz von 6 Prozent zwischen dem Jastimmen- und dem Neinstimmenanteil voraus. Die Abweichung vom tatsächlichen Resultat betrug somit 0,8 Prozent. Berücksichtigt man den Umstand, dass Swiss Opinion das Tessin nicht befragt hatte, erhöht sich die Abweichung minimal auf 1,7 Prozent. Die präzise Prognose liegt im statistischen Fehlerbereich.

Man darf gespannt sein auf Longchamps nächste Prognosen. ○

Weibel, Marti, Spieler, Kall

Der Berner Fussballklub BSC Young Boys mit dem Nicht-Gewinn-Gen hat neben dem Feld einen wichtigen Abgang zu beklagen. Der frühere SBB-CEO und Euro-08-Delegierte **Benedikt Weibel** hat sich aus dem YB-Beirat, der dem Klub politische und gesellschaftliche Akzeptanz verschaffen soll, zurückgezogen. Weibels Rücktritt steht zwar nicht in einem direkten Zusammenhang mit dem internen Putsch im Aktionariat, der schon den Züri-West-Frontmann Kuno Lauener aus dem Beirat vertrieben hat. Allerdings gab der unschöne Machtwechsel Weibel das definitive Argument, inständige Bitten um Verbleib im Gremium abschlägig zu beantworten. (*upe*)

Werner Marti, seit Januar Verwaltungsratspräsident der SRG-Gebühreneintreiberin Billag, hat ein Problem: 64 Millionen Franken zu viel in der Kasse. Grund ist eine Fehlkonstruktion im Radio- und Fernsehgesetz. Die Firma unter dem Ex-Preisüberwacher hat nun offenbar einen Weg gefunden, um den Geldberg etwas erodieren zu lassen: Beim Forschungsinstitut GfK hat sie eine Studie in Auftrag gegeben. In Gruppendiskussionen und Einzelinterviews werden «Kunden» befragt. Eine «Situationsanalyse, bei der Einstellungen, Erwartungen und Bedürfnisse evaluiert werden», formuliert die Billag-Medienstelle. Über die Kosten der Untersuchung in der Deutsch- und Westschweiz gibt es keine Auskunft – nur die Beschwichtigung: «Wir finanzieren keine Studien, die nichts bringen würden.» (*dg*)

Konzernjournalismus hat auch sein Gutes. Die *Sonntagszeitung* unter ihrem neuen Chefredaktor **Martin Spieler** machte den Wirtschaftsbund der aktuellen Ausgabe mit einer grossen Geschichte über Le Corbusier auf. Die UBS setzt in einer Werbekampagne («Wir werden nicht ruhen») auf den grossen Architekten, der sich dem Vichy-Regime andiente, Hitler bewunderte, für Stalin baute, in Mussolinis Vorzimmer kampierte und die Juden verachtete. Die Kenntnis über diese Vorgänge, wie auch ganze Zitate und Formulierungen, entnahm das Sonntagsblatt einer Titelgeschichte der *Weltwoche*, die vor einem Jahr erschienen war («Grossbaumeister des Faschismus», Nr. 40/09). Woher das Material stammte, wurde nicht deklariert. Der *Tages-Anzeiger*, wie die *Sonntagszeitung* Teil des Tamedia-Imperiums unter CEO **Martin Kall**, nahm den Ball am Montag auf – und zitierte die *Weltwoche* korrekt. Die UBS bewegte sich übrigens auch. Am Sonntag hiess es, sie sehe «keine ausreichenden Gründe», in ihrer Kampagne auf Corbusier zu verzichten – um am Montag bekanntzugeben, dass sie ihn per sofort ruhen lasse. (*gut*)



Essay

Schlechtes Benehmen

Das Wahlprozedere für den Bundesrat weckt die niedersten Instinkte der Parlamentarier. Neid und Missgunst bestimmen den Ausgang. Die Regierung sollte durch das Volk gewählt werden.

Von Julia Onken

Wie zu erwarten war, hat das Parlament die beiden Favoriten Simonetta Sommaruga (SP) und Johann Schneider-Ammann (FDP) in den Bundesrat gewählt. Keine Überraschung. Nichts Neues. Alles verlief nach Plan.

Allerdings drängt sich die Frage auf, ob der immense Aufwand, der im Vorfeld der Bundratswahl betrieben wurde, gerechtfertigt ist. Würde es sich um eine rein private Angelegenheit handeln, wäre dagegen nichts einzuwenden, schliesslich steht es im Ermessen jeder einzelnen Person, ob sie ihre Zeit mit überflüssigen Aktivitäten vertrödeln möchte. Wenn es sich aber um staatliche Belange handelt, sollten Nutzen von Arbeitsaufwand und Ergebnis in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Wenn 246 Personen sich drei bis vier Wochen lang vorwiegend darüber unterhalten, mit welchen geheimen Aktionen, Taktiken und Winkelzügen der bevorzugte Kandidat oder die Kandidatin auf den Thron gehievt werden soll, dann handelt es sich hier – in Anbetracht des Resultates – um verschleuderte Zeitressourcen.

Parlamentarier und Parlamentarierinnen werden für die Arbeit entschädigt, die sie zur Erledigung ihrer politischen Geschäfte leisten, nicht aber dafür, sich als bezahlte Klatsch- und Tratschtanten und -onkel sowie als Ränkeschmiede zu betätigen. Bei Anwendung der Gleichung «Zeit ist Geld» kann das Ausmass der Verschwendung leicht im Kopf errechnet werden. Ein derartiges Vorgehen wäre in der Wirtschaft undenkbar. Eine ganze Belegschaft würde sich nie und nimmer auf Geschäftskosten in wochenlangen Diskussionen darüber unterhalten, ob Schrauben fünf oder sechs Millimeter Länge aufzuweisen haben.

An der ethischen Schmerzgrenze

Zudem ist das, was sich im Vorfeld einer Wahl abspielt, alles andere als eine erfreuliche Angelegenheit. Die Bezeichnung «Nacht der langen Messer» hat nichts mit einer spielerisch scherzhaften Beschreibung dessen zu tun, was sich tatsächlich abspielt, sondern widerspiegelt die heimlichen Machenschaften der Parlamentarier und Parlamentarierinnen. Die zwischenmenschliche Kultur sinkt bis zur ethischen Schmerzgrenze. Da wird vor nichts zurückgeschreckt, um die Wahlchancen einer Person zu verringern. Es scheint beinahe so, als ob sich

die gesamte Palette zweifelhafter Umgangsformen im Parlamentspool zusammenfände und im Sog gruppenspezifischer Prozesse zur Höchstform aufliefe.

Zwar ist es durchaus denkbar, dass derartiges Tun eine grundsätzlich psychohygienische Wirkung auf die daran beteiligten Protagonisten und Protagonistinnen auszuüben vermag. Auch sei jedem und jeder gegönnt, sich mal so richtig in sonst verpönten Verhaltensweisen auszuleben. Würde sich hingegen eine Schulklasse solches Benehmen erlauben, wäre über die Verwehrlosung des zwischen-



Verschleuderte Zeitressourcen: Parlamentarier.

menschlichen Umgangs grösste Besorgnis angesagt. Es ist zu hoffen, dass sich möglichst wenig Jugendliche für Politik interessieren, damit nicht bei ihnen Nachahmung provoziert wird.

Ein weiterer Anlass zur Besorgnis besteht darin, dass diejenigen, die den Bundesrat zu wählen haben, im höchsten Masse befangen sind – was z. B. in der Rechtssprechung als Grund gilt, einem Richter seine Befähigung, ein Urteil fällen zu können, abzuerkennen. Das Parlament setzt sich aus verschiedenen politisch aktiven Personen zusammen. Nicht alle sind in der freien Wildbahn der Berufstätig-

gen erfolgreich, und einige setzen umso mehr darauf, politisch Karriere zu machen. Nicht wenige träumen den Traum, bis zum Ende der Fahnenstange zu gelangen, das heisst, als Krönung das Amt eines Bundesrats oder einer Bundesrätin zu erlangen. «Im Parlament sitzen 246 Möchte-gerne-Bundesräte», sagte der 2009 verstorbene Alt-Ständerat Ernst Mühlemann (FDP).

Das Parlament ist ein Krabbenkorb

So kommen die Parlamentarier und Parlamentarierinnen in die problematische Situation, einem Kollegen oder einer Kollegin just zu dem Amt zu verhelfen, das sie selbst anstreben. Dass dies nicht gutgehen kann, leuchtet ein. Bereits im Vorfeld wurden Stimmen laut, die Wahl von Simonetta Sommaruga sei zu verhindern, weil sie in der breiten Bevölkerung zu beliebt sei. Dies entlarvt die eigenen Gesetze, nach denen dieses Parlament funktioniert. Es ist ein geschlossenes System, immun gegen äussere Einflüsse. Da spielen vor allem persönliche Animositäten aller Art, Sympathien und Antipathien eine Rolle, ebenso die Gelegenheit, alte Beleidigungen heimzuzahlen oder Gefälligkeiten zu honorieren. Brillante Köpfe, Personen mit herausragenden Kompetenzen aber rufen Missgunst hervor. Keiner soll zu hoch hinaufkommen, Mittelmasse ist angesagt. Wer Neid erregt, hat im Parlament schlechte Karten. Es werden nur solche Personen unterstützt, die nicht am eigenen Ego kratzen und narzisstische Kränkungen hervorrufen. Das Parlament lässt sich mit einem Krabbenkorb vergleichen, da sorgen die Krabben untereinander dafür, dass es keiner so leicht gelingen kann, bis zum Rand hinaufzuklettern.

Die persönliche Befangenheit der Parlamentarier und Parlamentarierinnen wirkt sich äusserst ungünstig aus, sie verstellt den Blick und verhindert es, die Eignung einer Person für den Bundesrat objektiv beurteilen zu können.

Aus allen diesen Gründen soll die Wahl des Bundesrates zukünftig nicht mehr dem Parlament überlassen werden, sondern durch Bürgerinnen und Bürger per Volkswahl erfolgen, die letztlich die Zeche zu bezahlen haben.

Julia Onken ist Psychologin, Psychotherapeutin und Autorin.

Aus neu mach alt

Von Hansrudolf Kamer — Die englische Labour-Partei hat unter der Führung der Gewerkschaften den Anschluss an die Gegenwart verpasst. Die Probleme der Linken in Europa verschärfen sich.



Schluss mit den Dogmen des freien Marktes: Labour-Chef «Red Ed» Miliband.

Im dunklen Winter 1978/79 forderten die Gewerkschaften die britische Gesellschaft heraus. Es war der «winter of discontent», in dem sogar die Totengräber streikten. Edward Samuel Miliband war damals neun Jahre alt. Der neue Führer der Labour-Partei wird bereits «Red Ed» genannt, weil er den Triumph über seinen älteren Bruder David den Gewerkschaften verdankt. Diesen hat er Stärkung und Labsal versprochen. Die Frage drängt sich auf: Hat Labour den Verstand verloren?

Eigentlich sollte die Linke auch in Britannien aus den vergangenen dreissig Jahren gelernt haben. Der Zufallssieg Ed Milibands ist wohl dem Auswahlverfahren der Partei zu verdanken, das Zweitstimmen und die Gewerkschaften bevorzugt. Der Unterlegene hatte die klare Mehrheit der Abgeordneten im Unterhaus und der Parteimitglieder hinter sich, der Sieger jene der Gewerkschaften und der in den ersten Runden gescheiterten Kandidaten.

Die Basis des neuen Führers reicht für einen Wahlsieg bei weitem nicht aus. Labour muss die unter Gordon Brown verlorenen Wähler zurückgewinnen. Für die Regierungskoalition der Konservativen mit den Liberalen ist Ed Miliband ein Geschenk des Himmels. David wäre die härtere Nuss zum Knacken gewesen.

Die Labour-Brüder Miliband, Söhne eines belgisch-britischen Marxisten und Laski-

Schülers an der London School of Economics, haben sich einen Kampf um den Parteivorsitz geliefert, dass sich die Balken bogen. Für die Medien war das ein Fressen und für die Mutter offenbar so sehr ein Ärgernis, dass sie sich nach Kanada zurückzog.

Während David ein wichtiger Berater Tony Blairs wurde, rückte Ed erst vor fünf Jahren als Abgeordneter für Doncaster North ins Unterhaus. Er machte aber schnell Karriere. Vorher hatte er für Gordon Brown Reden geschrieben, diverse Jobs der Privatwirtschaft besetzt und in Harvard gewirkt. Nach einer Kabinetts-umbildung wurde er Minister für Energie und Klimawandel, im gleichen Kabinett, dem David als Aussenminister angehörte.

Beweglichkeit nach allen Seiten

Politisch steht Ed – von «stehen» kann allerdings kaum die Rede sein – links von David, ist skeptisch gegenüber Blairs «Drittem Weg» und deutlich grüner als sein Bruder. Hauptcharakteristik ist aber seine Beweglichkeit nach allen Azimuten, das offene Ohr für alle politischen Modethemen, eine feine Witterung für Karrierechancen. Als «Old Labour» ihm einen Aufstieg ermöglichte, war das Ding für ihn geritzt. So hat er den Parteikongress in Manchester zum Requiem für «New Labour» erklärt. Die grösste britische Gewerkschaft, Unite, be-

gründete ihre Unterstützung für Ed Miliband mit der Bemerkung, er werde mit den Dogmen des freien Marktes Schluss machen.

Labour wird versucht sein, die Regierungskoalition zu sprengen. Es gibt unzufriedene liberaldemokratische Abgeordnete, die ein Bündnis mit Labour bevorzugen würden. Misslingt das, sind die Perspektiven schlecht. Labour ist finanziell, organisatorisch und programmatisch in schlechter Verfassung.

Miliband wird nicht offen zu einem Sozialismus zurückkehren, der Labour lange Jahre unwählbar machte. Aber bei den öffentlichen Finanzen, der Reform der öffentlichen Verwaltung und in der Aussenpolitik vertritt Miliband Positionen, die deutlich links von Blair und Brown liegen. Dass sich die Briten damit umgarnen lassen, ist höchst zweifelhaft.

Labour befindet sich nicht allein im Dilemma der Richtungswahl. Die Linke in Europa und die Demokraten in Amerika haben von den Verwerfungen der Finanzkrise nicht profitiert. Barack Obama, Gordon Brown, Martine Aubry, Walter Veltroni, Frank-Walter Steinmeier und Mona Sahlin könnten alle von der politischen Misere berichten, in der sich die Linke befindet – und dies bei Gegnern auf der Rechten, die auch keine Giganten sind.

In vielen Fragen hat die Linke den Anschluss an die Gegenwart verpasst. Konsumgesellschaft, Individualismus, Aufstiegschancen, Staatskepsis, Globalisierung, Wettbewerb, Medienvielfalt, Informatikrevolution – alles begünstigt eher die Rechte. Dazu kommen die Elefanten im politischen Porzellanladen, Einwanderung und Integration sowie die sich vertiefende Ernüchterung über den Multikulturalismus. Unter dem Banner kultureller Selbstverleugnung versuchte die Linke lange, das Problem in Abrede zu stellen. Dabei vergass sie ihre Rolle als traditionelle Vorkämpferin des Säkularismus und geriet in einen Zielkonflikt.

Religiöse Symbole, die Burka, das Kopftuch, der Bau von Moscheen, die Scharia wären gerade für säkulare Parteien Themen, die sie vorrangig beackern müssten. Gewalt und Verbrechen, das wachsende Gefühl der Unsicherheit wären ebenso Reviere der Linken wie die Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse im zunehmend regulierten Markt. Die Flucht in Höhen liberaler Abstraktion kostet viele Stimmen.

Ed Miliband kennt die jüngste Geschichte der Labour-Partei. Die Namen prägen sie: James Callaghan, Michael Foot, Neil Kinnock, John Smith und Gordon Brown auf der einen Seite, Tony Blair auf der andern. Einfach, oder nicht? Viel Verstand ist hier nicht notwendig.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Schweizerisches Réduit-Denken

Von Markus Gisler — Die Euphorie für Samih Sawiris' gigantisches Andermatt-Projekt ist verflogen. Die Orascom-Aktie taucht. Schweizer Investoren scheuen das Risiko.



Genialer Verkäufer: Unternehmer Sawiris.

Samih Sawiris ist nicht zu beneiden. Der ehemalige Bootsbauer und Erschaffer der Wüstenstadt El Gouna kämpft gegen jede Menge Widerstände, wenn es um sein Riesensprojekt in Andermatt geht. Werden die Sedruner ja sagen zum Zusammenschluss der Bergbahnen mit Andermatt? Finden sich genügend Investoren? Wie wurde doch überall heftig Beifall geklatscht, als das Projekt Formen annahm, wie waren die Zeitungen des Lobes voll. Doch seit einem Jahr herrscht Tristesse. Wenn die Börse ein Barometer für die Akzeptanz des Andermatt Réduit-Umbaus ist, dann *guet Nacht am Sächsi*. Der Aktienkurs hat sich innert Jahresfrist halbiert, gegenüber dem Ausgabepreis sogar gedrittelt. Im Mai musste Orascom wegen einer Indiskretion eine geplante Kapitalerhöhung kurzfristig absagen. Kein gutes Omen. Die jetzt nachgeschobene und eben abgeschlossene Kapitalerhöhung drückte den Kurs um weitere fünfzehn Prozent.

Marktbeobachter sind überzeugt, dass der stets gutgelaunte und schlagfertige Sawiris praktisch die ganze Kapitalerhöhung selber zeichnen musste. Derzeit, sagt ein Immobilienprofi, habe Sawiris in der Schweizer Immobilienszene einen schweren Stand. Niemand ist mehr bereit, in sein Projekt zu investieren. Die Verkäufe harzen. Damit wird der blendend Deutsch sprechende Strahle-

mann zum einsamen Rufer im Schnee. Irgendwie typisch für die Schweiz: Da wagt einer eine unternehmerische Sonderleistung und sagt den Schweizern mutig: «Schaut mal, welches Juwel ihr da habt!» Doch kaum noch einer hört hin. Dass Andermatt den Milanese, den Niederländern und Deutschen, den Schweden und Norwegern, den Russen, Türken oder Arabern gefallen könnte, das bezweifeln die Schweizer. Helvetisches Réduit-Denken halt.

«Der Mann wagt etwas»

Doch Sawiris wäre nicht Sawiris, würde er Zweifel nicht mit einem Lächeln und einem Schwall von Argumenten quittieren. In El Gouna am Roten Meer hat er gelernt, wie es läuft. Auch dort haben alle gelacht und gezweifelt. Doch innerhalb von zwanzig Jahren hat Sawiris aus dem Nichts eine funktionierende Wüstenstadt mit 50 000 Einwohnern gebaut, hat Arbeitsplätze und Wohlstand geschaffen. All die Fehler, die er dort gemacht habe, sagt er, werde er in Andermatt nicht wiederholen: kein Klumpenrisiko mit zu vielen Gästen aus einem spezifischen Land und vor allem keine Konkurrenz.

Man muss sich noch einmal die Dimensionen dieses Projekts vergegenwärtigen: 140 Hektaren Lex-Koller-befreites Bauland, keine Grundstückgewinnsteuer. Das Top-Fünfstern-

nehotel «Chedi» als Dreh- und Angelpunkt, fünf weitere Hotels mit total über 800 Zimmern sind geplant, dazu 490 Wohnungen und rund 25 Einfamilienhäuser, ein Golfplatz, ausgebaut Bergbahnen. Einziger bisheriger Käufer eines Ferienhauses: Giorgio Behr, der sagt: «Der Mann wagt etwas, das ist unterstützungswürdig.» Andermatt zu weit weg? «In neunzig Minuten vom Flughafen ins Herz der Schweiz, das findet jeder Araber genial», sagt Sawiris.

Keine Frage, der Kopte wird das Projekt durchziehen. Dazu muss man seine Familie, seine Herkunft, seine Bildung, seine beiden Brüder verstehen. Der älteste, Naguib Sawiris, ETH-Absolvent (Maschinenbau), ist einer der reichsten Männer der Welt. Dessen Orascom Telecom dominiert nicht nur in Ägypten und im ganzen Maghreb das drahtlose Telefongeschäft, die Firma ist im Nahen Osten, in Asien und Afrika enorm erfolgreich. Im Irak stieg er vor zwei Jahren nur deswegen aus, weil er plötzlich 1,5 Milliarden Dollar für eine neue 3G-Lizenz hätte zahlen müssen. Zu teuer, zu unsicher, beschied er. Samih Sawiris' jüngster Bruder, Nassef, hat weitergeführt, was Vater Onsi Sawiris erbaute: die grösste Baufirma Ägyptens mit eigener Zementproduktion. Orascom Construction Industries hat in Dubai den Burj Khalifa gebaut, das derzeit höchste Gebäude der Welt. Alle Firmen der drei Brüder segeln unter der Dachmarke Orascom.

Bis vor wenigen Jahren hatten die drei nicht einmal getrennte Kassen. Wie Pech und Schwefel halten sie zusammen. Selbstverständlich würden sie sich, falls nötig, mit Kleingeld aus helfen. Auf neun Milliarden schätzt *Forbes* das gesamte Familiensilber. Der Vater, ein Jurist, hatte darauf bestanden, dass seine Jungs eine ausländische Ausbildung erhalten. Weil das Goethe-Institut in Kairo gleich um die Ecke war, musste klein Samih dort zur Schule, und so kam es, dass er mit deutschem Abitur in Berlin studierte. Im Gegensatz zu seinem Bruder hatte Samih die Aufnahme an die ETH in Zürich nicht geschafft.

Samih Sawiris ist Geschäftsmann, Immobilien-Developer. Er investiert so wenig wie möglich. Seine Aufgabe sieht er im Konzept, in der Entwicklung. Geld sollen möglichst andere anlegen. Der geniale Verkäufer wird es schaffen.

Auch der Gemeindepräsident von Sedrun, sagt er, werde sich noch vom Zusammenschluss der Skigebiete Andermatt und Sedrun überzeugen lassen. Die Fakten sprächen für sich.



Markus Gisler

ist Betriebsökonom, ehemaliger Chefredaktor von *Cash* und heute Partner einer Medienagentur.

Notorische Umverteilung

Von Silvio Borner — Statt Zwangsversicherungen wie ALV, AHV oder Krankenkassen richtig zu reformieren, werden nur instabile Bereiche subventioniert. Zum Schaden der Volkswirtschaft.



Erzwungene Solidarität: Das Gastgewerbe verursacht hohe Kosten für die Prämienzahler.

In letzter Zeit stimmen wir häufig über Vorlagen ab, bei denen das wirkliche Thema ein ganz anderes ist, als es vordergründig scheint. Im Falle der Minarette ging es etwa um die Parallelgesellschaften. Oder letztes Wochenende, bei der Reform der Arbeitslosenversicherung (ALV), um die Grundsatzfrage, ob die ALV eine Sozialversicherung bleiben oder in ein weiteres soziales Versorgungssystem umgewandelt werden soll. Bei den paar Leistungseinschränkungen und die Erhöhung des Beitragssatzes um 0,2 Prozentpunkte wird es ganz sicher nicht bleiben.

Eine Versicherung schützt unser Vermögen vor möglichen Schadenereignissen, die mit einer gewissen und meist geringen (aber berechenbaren) Häufigkeit auftreten und für die wenigen Betroffenen katastrophale Verluste mit sich bringen. Angenommen, die Familie A besitzt ein Haus im Wert von einer Million Franken und die Wahrscheinlichkeit einer Totalzerstörung durch Elementarereignisse wie Wasser, Feuer oder Schnee beträgt ein Promille. Der erwartete Schaden wäre dann tausend Franken, aber im schlimmsten Fall droht ein Verlust von einer Million. Ohne Versicherung hat die Familie entweder einen Immobilienwert von einer Million oder null. Da hilft eine Versicherung, die weiss, dass von tausend Häusern nur eines pro Jahr zerstört wird. Da

niemand vorausberechnen kann, welches Haus es trifft, kann sie allen Hausbesitzern eine Vollversicherung für eine Prämie in Höhe von tausend pro Jahr anbieten. Pro tausend Hausbesitzer nimmt sie eine Million Prämien ein und zahlt eine Million Schadenersatz.

Für jeden Hausbesitzer sieht die Sache nun anders aus. Sein Vermögen beträgt in jedem Fall 999 000 Franken. Er hat nämlich entweder den Anfangswert minus die Prämie (wenn nichts passiert) oder die Versicherungssumme minus die Prämie (wenn etwas passiert). Was er für tausend Franken loswird, ist das Risiko des Millionenverlustes.

Prinzipien gehen über Bord

Sozialversicherungen versuchen dieses Versicherungsprinzip in die Sozialpolitik zu übertragen. Als Erstes kam die obligatorische Berufsunfallversicherung mit der Suva als Monopol. Eine akzeptable Begründung für das Monopol ist die Unfallverhütung in den unterstellten Betrieben. Damit kann man leben, solange die Prämien risikogerecht sind, was bei der Unfallversicherung weitgehend der Fall ist. Anders liegen die Dinge bei der AHV, weil das Alter ein allseits willkommenes «Risiko» darstellt. Ein Obligatorium ist trotzdem zu rechtfertigen, weil viele ohne Versicherungszwang im Alter mittellos dastehen

würden und dann unterstützt werden müssten. Darüber hinaus ist aber vom Versicherungsprinzip fast nichts mehr übriggeblieben. So ist die Beitragspflicht auf dem Arbeitseinkommen nach oben unbegrenzt, aber die Abstufung zwischen Minimal- und Maximalrente versicherungstechnisch eher lächerlich, wie jeder Besserverdienende weiss.

Es geht bei der AHV fast nur noch um Umverteilung, gestern vor allem zwischen den Generationen von Jung zu Alt und heute vor allem von Besserverdienenden zu Schlechterverdienenden. Die AHV ist technisch ein Steuer-Transfer-Umverteilungs-Mechanismus geworden. Die Bezeichnung Versicherung dient nur noch der Verschleierung.

Relativ versicherungsnah war bis vor kurzem auch die zweite Säule, die auf der individuellen Kapitaldeckung beruht. Allerdings haben sich auch hier versicherungsfremde Umverteilungselemente eingeschlichen, und zwar sowohl intergenerative wie horizontale. Die Verpolitisierung des Mindestzinses und des Umwandlungssatzes bedroht dieses Sozialversicherungsmodell der privaten Versicherungswirtschaft. Doch das ist die klare Absicht jener Kreise, welche auch die zweite Säule de facto verstaatlichen und in den Dienst der Umverteilung stellen wollen.

Die ALV ist insofern noch versicherungsnah, als die Leistungen in Form von Tagessätzen nach oben begrenzt sind wie auch das beitragspflichtige Einkommen. Das soll nun durchbrochen werden. Die Beitragspflicht soll wie bei der AHV nach oben abfahren, um mehr «Solidarität» zu erzwingen. Bezüglich der unterschiedlichen Risiken war die ALV jedoch von Anfang an nicht versicherungstechnisch ausgerichtet. Branchen wie etwa das Gastgewerbe oder die Bauwirtschaft verursachen «Schäden», die zwei- bis dreimal so hoch sind wie die Prämien, die bezahlt werden.

Fussballtrainer haben ein höheres Entlassungsrisiko als Professoren. Beide zahlen aber denselben Prozentsatz. Dies führt zu einer Subventionierung von instabilen Branchen, die volkswirtschaftlich unerwünscht sind. Hier müssten weitere Reformschritte ansetzen, wenn die ALV nicht auch in den Schlund des Umverteilungsmolochs fallen soll. Die Krankenversicherung ist bereits auf direktem Weg dorthin. Wohl sind die Prämien noch einigermaßen risikogerecht, aber wenn rund fünfzig Prozent der Versicherten vom Staat happige Rückvergütungen erhalten, ist das Versicherungsprinzip bereits über Bord gegangen.



Silvio Borner

ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Der Jugendtrainer

Von *Walter De Gregorio* — Mit dem Nachwuchs wurde er deutscher Meister. Jetzt liegt Thomas Tuchel mit Mainz 05 auf Platz eins bei den Grossen. Weil er auch in der Bundesliga er selbst bleibt.



Shootingstar der Bundesliga: Trainer Tuchel.

Das Interview der Internet-Zeitung «Spox.com» stammt vom letzten Jahr, doch nachzulesen lohnt sich. Es hätte auch heute stattfinden können, jetzt, da er der Shootingstar ist in der Bundesliga. Thomas Tuchel, 37, Trainer von Mainz 05, führt nach sechs Siegen in sechs Spielen die Tabelle an. Sein vorläufig letzter Streich: 2:1-Auswärtssieg gegen den FC Bayern am letzten Wochenende. Das «Wunder von Mainz», wie die unglaubliche Entwicklung des deutschen Provinzklubs in den Medien genannt wird, scheint kein Ende zu nehmen. Die Gründe dafür legte er in besagtem Interview dar, als noch keine Weihrauchkerzen das Wunder ankündigten.

Auf die Frage, wieso er als Nachwuchstrainer ohne Bundesligaerfahrung über Nacht plötzlich Cheftrainer der Profis geworden sei, sagte Tuchel: «Man muss kein mehrfacher Nationalspieler gewesen sein, um eine Chance in der Bundesliga zu bekommen.» Viele Vereine würden heute den Trainerjob als Lehrberuf verstehen und legten bereits in den Nachwuchsabteilungen mehr Wert auf Ausbildung. «In den letzten Jahren hat ein Umdenkungsprozess eingesetzt, der von Vorteil war für mich.»

Mit 24 Jahren hatte Tuchel seine Karriere als Spieler wegen eines Knorpelschadens aufgeben müssen. Er hatte es mit dem VfB Stuttgart bis in die zweite Bundesliga geschafft,

danach wurde er Nachwuchstrainer. Mit dem VfB gewann er 2005 den Meistertitel der A-Junioren, dann wurde er Leiter des Nachwuchsleistungszentrums in Augsburg. Zuvor hatte Tuchel Sport und Englisch studiert, aber frühzeitig abgebrochen, «weil ich als Profispieler reüssieren wollte». Die Verletzung, die ihn zum Rücktritt zwang, sei ein schmerzhafter Bruch gewesen in seinem Leben. «Es wird einem sehr plötzlich bewusst, dass viel von der oberflächlichen Anerkennung einfach abebbt, wenn man keine Leistung mehr erbringen kann.» Er nahm ein Betriebswirtschaftsstudium auf und schloss es ab, «obwohl ich nicht besonders gut war». Das Studium sei aber wichtig gewesen «für meine Charakterbildung».

Dem eigenen Talent verpflichtet

Er musste sich durchbeissen, hatte anfangs nicht immer Spass dabei, auch nicht, als er als Student in einer Bar jobben musste. Im Nachhinein sei diese Zeit als Teilzeitkellner aber «das Beste» gewesen, was ihm habe passieren können. «Ich habe Anerkennung von Leuten gefunden, die gar nicht wussten, dass ich irgendwann einmal ganz gut Fussball gespielt habe.» Mit den A-Junioren des FC Augsburg hatte er als 18-Jähriger den DFB-Junioren-Pokal gewonnen. Mit 27 war er, gezwungenermassen, bereits Trainer.

Lieber Walter de Gregorio

Nicht nur Sportler haben Biss.



Zäckerli Haus
BASLER ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.

Im Sommer 2008 wechselte er als Nachwuchsscoach zum 1. FSV Mainz 05, im folgenden Jahr gewann er abermals den Meistertitel der A-Junioren. Als der Cheftrainer der Profimannschaft nach internen Querelen entlassen wurde, übernahm Tuchel die Profis. Er schaffte den Klassenerhalt und führt nun in seiner zweiten Saison sein Schelmenstück auf. Was ihn am FC Barcelona, dem Mass aller Dinge, fasziniere, sei nicht in erster Linie Lionel Messi: «Wer Biografien von Tiger Woods, Michael Jordan, Pete Sampras oder Roger Federer liest, wird immer wieder über das Wort Demut stolpern. Man darf Demut aber nicht mit Unterwürfigkeit verwechseln. Vielmehr geht es um eine Art der Bescheidenheit. Eine Bescheidenheit, woraus ein hoher Anspruch gegenüber sich selbst entsteht.»

Er sei fasziniert vom FC Barcelona, so Tuchel, mit welcher Hingabe und Leidenschaft nach einem Ballverlust in der gegnerischen Hälfte die komplette Mannschaft sofort versuche, den Ball zurückzuerobieren. «Dazu gehört eine Menge Demut gegenüber dem eigenen Status als Star.» Es sei nicht selbstverständlich, dass sich Spieler auf solch hohem Niveau kollektiv einer Sache verschrieben und sich keiner das Recht herausnehme, «defensiv etwas nachlässiger aufzutreten». Aus dem Talent sollte jeder «eine Verpflichtung» ableiten und alles daransetzen, «das Höchstmögliche anzustreben». Wir horchen auf als Schweizer. Der Profi Thomas Tuchel ist im Kern ein Juniorentrainer geblieben, ein Auszubildener. Einer, der auf die Jugend setzt, nicht auf Namen. Sechs Spieler mit Jahrgang 1990 und jüngere sind in seinem Kader, weitere Junioren sind auf dem Sprung dorthin.

Bezeichnend dafür: die Verpflichtung des Schweizers Martin Schmidt, der wichtigste Transfer im letzten Sommer. Schmidt ist kein Goalgetter, sondern Nachwuchstrainer der U-23 von Mainz und gleichzeitig Mitglied von Tuchels Trainerstab. Bei einem internationalen Turnier hatte Martin Schmidt, damals Trainer der U-21 des FC Thun, die Junioren von Mainz besiegt, die Tuchel betreute. Dieser war so beeindruckt vom hohen Pressing, das der Schweizer spielen liess, dass er Schmidt seit damals beobachten liess und ihm im letzten Sommer einen Dreijahresvertrag bot. «Noch jetzt kommt mir das vor wie ein Traum», sagt Schmidt am Telefon. Inzwischen sind die Weihrauchkerzen in Rheinland-Pfalz angezündet, dahinter aber verbirgt sich Konkretes: sechs Spiele, sechs Siege, Platz eins. Noch nie waren Wunder so handfest.



Walter De Gregorio

Historiker, ehemaliger Sportchef und stellvertretender Chefredaktor der *Blick*-Gruppe, langjähriger Italien-Korrespondent.

Mörgeli

Bündner Bienenkönigin

Von Christoph Mörgeli

Bei der Verteilung der Departemente hat die SP Eveline Widmer-Schlumpf kennengelernt. Die SVP kennt sie schon lange. Das Ego-Programm der Bündnerin ersetzt locker das fehlende BDP-Programm. Nach ihrem Bekenntnis zur «Stabilität in der Regierung» zwängte sie sich ins Finanzdepartement. Nachdem sie zuvor gesagt hatte: «Die Arbeit im Justiz- und Polizeidepartement gefällt mir» (*Basler Zeitung*). Jetzt scheint ihr zu gefallen, dass mit Simonetta Sommaruga eine demotivierte Nichtjuristin das Justizdepartement übernehmen muss. In welchem sie zuvor ein personelles Blutbad anrichtete, die Asylzahlen explodieren lässt und den katastrophalen US-Staatsvertrag verantwortet. Christian Levrat schäumt, nicht zuletzt weil er die von der SP gewählte Widmer-Schlumpf nicht offen attackieren darf.

Ein BDP-Vorstoss verlangt die «Förderung der Bienen in der Schweiz». Wahrlich, diese Partei weiss um die überlebenswichtige Bedeutung einer Bienenkönigin – sprich ihrer Bundesrätin. Die Bienenkönigin wird bei ihrer Aufzucht übrigens mit speziell üppigem Futtersaft ernährt. Sie setzt ihren Stachel gezielt ein – zum Schaden aller Rivalinnen. Und von Zeit zu Zeit verlässt die Bienenkönigin ihr Bienenvolk zwecks Hochzeitsflug.

Jetzt balzt die BDP-Königin mit der CVP. Man marschiert getrennt in die Wahlen 2011, um die reformierten BDP-Wähler nicht zu irritieren. Danach wird fusioniert zur PDM. Diese «Partei der Mitte» stellt einen Doppelanspruch im Bundesrat. Und ermöglicht der BDP Widmer-Schlumpfs Wiederwahl. Und der CVP die Loslösung vom imageschädigenden Klumpfuss der katholischen Kirche. Obwohl Widmer-Schlumpf für den Machterhalt auch katholisch würde. Wie weiland der kriegerische Pfarrer Jürg Jenatsch in den Bündner Wirren.

Der Part von FDP-Präsident Pelli bestand darin, die SP vor den Bundesratswahlen über die Departementsverteilung zu beschwindeln. Zum Lohn wird die CVP der FDP 2011 ebenfalls zwei Sitze zuhalten. Und wie CVP-Fraktionschef Urs Schwaller davon schwafeln, «dass die Bundesratssitze nicht mehr an einzelne Parteien, sondern an politische Lager vergeben werden». Damit die Mitte-Politiker endlich ohne das mühsame Wahlvolk schalten und walten können. Genau so, wie es FDP-Frau Christine Egerszegi auf Tele Züri erfrischend offen ausplapperte: «Ich habe diese Prozent-Chiflete einfach satt.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Schmutzlibuben im Schwitzkasten

Von Peter Bodenmann — Die Schweizer Umweltpolitik stinkt zum Himmel. Deshalb fordert die EU jetzt eine grünere Schweiz.



Ideale Voraussetzungen: Staudamm Grande Dixence.

Allein Deutschland braucht, da es bis 2050 voll auf erneuerbare Energien umsteigt, künftig 25 000 Megawatt regulierbare Speicherenergie. Dies trotz intelligenten Netzen, die unnötige Verbrauchsspitzen brechen werden. Warum? Weil der Wind etwas unregelmässig bläst und die Sonne auch nicht immer scheint.

Welche Speichertechnologie wird sich durchsetzen? ABB studiert, zusammen mit General Motors, ob man gebrauchte Lithium-Ionen-Autobatterien als dezentrale Speicher wiederverwenden kann. Druckluftspeicher werden in Zusammenhang mit Gasturbinen und Windkraftwerken studiert und propagiert.

Vermutlich werden grosse Wasser-Pumpspeicherkraftwerke zu halbwegs vernünftigen Kosten den Grossteil der Regulierung übernehmen. Deshalb verbinden nächstens leistungsfähige unterirdische Kabel die Windparks Deutschlands und Grossbritanniens mit den Wasserkraftwerken Norwegens. Norwegen als nördlicher Lungenflügel der anstehenden zweiten Elektrifizierung Europas.

Weit idealere Voraussetzungen als Norwegen hätte die Schweiz. Die grössten europäischen Verbrauchszentren liegen vor unseren Haustüren. Und in den Alpen kann man das Wasser zwischen bestehenden Stauseen relativ umweltschonend runterturbिनieren und wieder hochpumpen. Die Schweiz könnte – zusammen mit Österreich – zur hochrentablen

südlichen Elektro-Lunge Europas werden. Vorausgesetzt, die notwendigen neuen – und danach schrittweise auch die bestehenden – Hochspannungsleitungen werden wie in der Nordsee umweltfreundlich in den Boden und in Seen verlegt. Und vorausgesetzt, wir einigen uns mit der EU über die Öffnung der Strommärkte.

Worum geht es? Alle Länder der EU müssen bis in das Jahr 2020 dreissig Prozent ihres Energiebedarfes mit erneuerbarer Energie decken. Der ökologische Umbau ist in einer ersten Phase notgedrungen mit Mehrkosten verbunden. Jetzt fordert die EU richtigerweise, dass die Schweiz den freien Zugang zum europäischen Strom- und Gasmarkt nur bekommt, wenn sie vergleichbare ökologische Anstrengungen wie die Länder der EU unternimmt. Weil sonst den umweltfreundlicheren EU-Ländern ein Wettbewerbsnachteil drohe.

Die Schweizer Schmutzlibuben im EU-Schwitzkasten: eine Mega-Blamage für jene Grünen, die den EWR unter der kundigen Anleitung von Rudolf Strahm wegen ökologischer Bedenken bekämpft hatten. Genauso wie für Moritz Leuenberger, der seinen Rücktritt verzögern wollte, um der ganzen Welt in Cancún zu erklären, warum wir in Europa während seiner Amtszeit vom Klassenbesten zum Klassenletzten wurden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nicht traurig, aber wahr

Von Kurt W. Zimmermann — Die Zahl 229 steht beispielhaft für eine Episode der neueren Mediengeschichte.



Rekordhalter: Tamedia-CEO Martin Kall.

Wir können heute zu einem Schweizer Rekord gratulieren. Die neue Bestmarke steht auf 229. In den letzten 16 Monaten hat das Zürcher Verlagshaus Tamedia 229 Stellen von Journalisten abgebaut. Das ist auch europaweit ein Spitzenwert.

Wenn wir die normale Weltsicht eines Journalisten hätten, also eine linke Weltsicht, dann wäre der Fortgang dieser Kolumne voraussehbar. Wir würden nun zum gewerkschaftlichen Gezeter anheben, wonach der grösste Verlag im Heimmarkt ein übler Zerstörer von Arbeitsplätzen sei.

Weil wir aber nicht die normale Weltsicht eines Journalisten haben, betrachten wir Tamedias Rekord unpolitisch und ungerührt. Wir listen zuerst einmal auf, wo die 229 Journalisten zuvor gearbeitet haben und warum sie rausgeschmissen wurden.

49 Köpfe rollten, wie soeben bekannt wurde, weil sich Tamedia bei *Zürcher Oberländer*, *Zürcher Unterländer* und *Zürichsee-Zeitung* einkaufte. Das ermöglichte Synergien bei den verschiedenen hauseigenen Lokalredaktionen und im sogenannten Mantelteil. Aus vergleichbarem Grund flogen 22 Journalisten in Bern, weil dort der einheimische *Bund* nun eng mit dem Zürcher *Tages-Anzeiger* kooperiert.

57 Journalisten feuerte man beim Stammblatt *Tages-Anzeiger*, weil die Redaktion zu fett und zu teuer geworden war. Aus demselben Grund mussten bei Edipresse 30 Journalisten

gehen. Tamedia hatte den Westschweizer Verlag (*Le Matin*, *Tribune de Genève*) im Frühjahr 2009 übernommen. Das überlebende Edipresse-Management erkannte schnell, was die neuen Zürcher Herren erwarteten.

Weitere Kündigungen setzte es, weil Fehlinvestitionen bereinigt wurden. 27 Journalisten wurden vor die Tür gesetzt, als Tamedia das Gratisblatt *News* beendete. Weitere 17 waren weg, als das *Solothurner Tagblatt* eingestellt wurde. 27 Stellen wurden zudem abgebaut bei Fusionen und Restrukturierungen der Gratisblätter *Le Matin Bleu*, *20 Minutes* und *Berner Bär*.

Rechnen wir also nach: 49 plus 22 plus 57 plus 30 plus 27 plus 17 plus 27. Gibt im Total 229 Journalisten weniger. Ein stolzer Rekord, erreicht in gerade mal 16 Monaten. Wir gratulieren nochmals.

Nun sind Tamedia und ihr CEO Martin Kall tatsächlich einsame Rekordhalter, aber der Rekord erklärt, was in der Medienbranche geschah. Die Verlagsbranche ist seit der Krise nach 2008 definitiv in der real existierenden Wirtschaft angekommen. Es zählen nun auch hier die üblichen Kennzahlen jeder Ökonomie, also steigende Produktivität zu geringeren Kosten und damit verbesserte Effizienz.

Barbaresco von Gaja auf Spesen

Lange war das umgekehrt. In der Presse verdiente man über Jahrzehnte viel Geld ohne grosse Anstrengung. Die Anzeigenkunden hatten keine andere Wahl, und die Margen kletterten in guten Zeiten bis zur Zwanzig-Prozent-Grenze hoch. Die Redaktionen wuchsen und wuchsen. Die Spesenbudgets waren unbegrenzt. Zu unseren besten Zeiten blieben wir beim Italiener mit den Kunden und ein paar Flaschen Barbaresco von Gaja auch bis 17 Uhr sitzen.

Die schönen Zeiten sind vorbei. Darum wollen wir auch nicht dem Barbaresco hinterherjammern. Die schönen Zeiten sind überall zu effizienten Zeiten geworden. Opel produziert heute bessere Autos zu geringeren Kosten als je. Ikea produziert heute bessere Sofas zu geringeren Kosten als je.

Auch die Verlagsbranche produziert zu deutlich geringeren Kosten. Die Qualität des Angebots aber ist auch hier nicht schlechter geworden. Der *Bund* und der *Tages-Anzeiger* etwa sind inhaltlich nicht abgestürzt, im Gegenteil. Niemand trauert dem Gratisblatt *News* nach. Die neue *Zürichsee-Zeitung* wird das Niveau der alten *Zürichsee-Zeitung* haben. Es ist nicht traurig, aber wahr. Wir vermissen die 229 nicht.

40 000 Franken für ein Schweizerkreuz

Von Alex Baur

Bislang kümmerte sich der deutsche Honorarkonsul um den Papierkram von gut 200 Schweizer Rentnern im thailändischen Urlaubsparadies Phuket. Nun hat Botschafterin Christine Schraner Burgener, die im Jobsharing mit ihrem Gatten die Schweiz in Bangkok vertritt, die deutsche Botschaft ultimativ aufgefordert, dem grenzüberschreitenden Treiben sofort ein Ende zu bereiten. Grund: Frau Schraner will einen eigenen Honorarkonsul in Phuket. Bis dieser gefunden ist, müssen die Auslandschweizer mindestens einmal pro Jahr in die Hauptstadt fliegen (2000 Kilometer hin und zurück), um ihre Aufenthaltsbewilligung zu erneuern. Weil ein Schweizer Honorarkonsul aber bloss 500 Franken brutto pro Monat erhält, ist der Posten schwer zu besetzen. Die Eidgenossenschaft muss deshalb wohl zusätzlich Bürokosten von geschätzten 3000 Franken pro Monat übernehmen. Unter dem Strich dürfte das Schweizerkreuz in Phuket jährlich mindestens 40 000 Franken kosten.

ANZEIGE

©GEMMA



Zäckerli Huus
BASLER ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.

«Auch nach neun Jahren fallen wir immer noch übereinander her.» *Diana Weibel*



Unlust auch bei jungen Paaren: Steve McQueen und Faye Dunaway.

Stress ist keine Ausrede

Nr. 38 – «Wenn die Lust sich davonmacht»; Beatrice Schlag über Ehen ohne Sex

Ich, 32, bin seit neun Jahren mit meinem Partner zusammen und seit einem Monat mit ihm verheiratet. Trotzdem «fallen» wir immer noch «übereinander her» wie eh und je. Ich hab folgende Tipps für Frauen, die wenig Lust auf Sex empfinden: Treiben Sie (Ausdauer-)Sport, und zwar an der frischen Luft. Nehmen Sie Yoga-Lektionen, damit Sie lernen, sich richtig gehenzulassen, ein besseres Körpergefühl und bessere Beweglichkeit erlangen

und die Muskeln im Unterleib stärken. Übrigens: Ich habe auch einen stressigen Job und neben meinem Job auch noch meine eigene kleine Firma, und ja, ich helfe zusätzlich auch meinem Mann in seiner eigenen Firma, und wir wohnen in einem grossen Haus, das ich selber putze, und wir haben einen Garten, den wir auch selber pflegen (zwar mehr schlecht als recht). Also, «Stress» ist keine Ausrede, den haben wir weiss Gott auch, aber für Sex findet man immer Zeit.

Diana Weibel, Urdorf

Soll ich jetzt lachen oder mich ärgern? Der Artikel ist so typisch. Das Problem wird gepflegt, nicht gelöst! Wäre ja auch dumm für alle, die davon leben. Leider ist dieses Gebiet zu komplex, um mit einem Leserbrief vernünftig behandelt zu werden. Schön wäre aber trotzdem, wenn wenigstens ein positives Beispiel im Artikel vorkäme.

Ernst Schegg, Bachenbülach

Rein in die soziale Armut

Nr. 38 – «Negieren und regieren»; «Bundesrat bleibt instabil»; Urs Paul Engeler und Roger Köppel über die Bundesratswahlen

Mit unserer neuen Bundesrätin Simonetta Sommaruga haben wir wieder eine Vertreterin der Zuwanderung gefunden. Das gibt zu denken, denn noch mehr Zuwanderung braucht die Schweiz nicht. Wenn man unsere Sozialwerke ansieht, so landen wir über kurz oder lang in einem nicht mehr so einfach reparablen Defizit, ausser der Schweizer Bürger

wird wieder vermehrt mit erhöhten Abzügen, sei es bei der Mehrwertsteuer oder sonstigen auferlegten Steuern, zur Kasse gebeten. Es macht den Anschein, dass wir uns von der von den USA propagierten neuen Weltordnung immer mehr in die soziale Armut spedieren lassen, die dort ohnehin schon an der Tagesordnung ist. Es wäre also an der Zeit, andere Gedankenmuster zuzulassen.

Renata Vogt, Birsfelden

Das Gejammer der SVP über ihre mangelnde Vertretung im Bundesrat ist zu ignorieren. Die Bundesversammlung wählte 2007 mit Frau Widmer-Schlumpf ein SVP-Mitglied in den Bundesrat, Punkt. Nachdem er als Nationalrat allen und überall den Geldhahn zudrehen wollte, verlangt SVP-Bundesrat Maurer nun doch tatsächlich mehr Mittel für sein Departement. Da gibt's doch konsequenterweise nur eines: Wer – einmal in der Exekutive – die SVP-Politik nicht mehr durchsetzen kann, wird aus der Partei ausgeschlossen. Damit hätte die Volkspartei bei den Gesamterneuerungswahlen 2011 noch mehr Grund, wehleidig ihre mangelnde Vertretung im Bundesrat zu beklagen. *H.-M. Frauenfelder, Dachsen*

Konkordanz – ich kann das Wort nicht mehr hören! Es wurde vergewaltigt. Die beiden neuen Bundesräte hatten sich durch die Parteienlüge der Konkordanz an die Macht wählen lassen und schworen im gleichen Atemzug auf die Ethik, Moral und die Verfassung unserer Eidgenossenschaft. In der Verfassung steht auch, dass alle kulturellen Regionen vertreten sein sollten. Im Namen der Konkordanz werden also zwei Berner gewählt, kein Tessiner, kein SVP-Politiker, auch wenn die SVP als grösste Partei Anrecht darauf hätte. Die kleineren Parteien wie die FDP, CVP und SP zementieren also nur ihre Macht.

Fritz Hugelmann, Ascona

Dieses Mal kann ich Roger Köppel, ausser im Titel, nur in einem völlig beipflichten: Die SVP ist trotz höchstem Wähleranteil tatsächlich im Bundesrat untervertreten. Die Schuld dafür schiebt Köppel aber auf die Falschen. Nicht nur mir, einem unter beiden grossen Diktaturen aufgewachsenen Auslandschweizer, sind totalitäre Neigungen des Hauptschuldigen aufgefallen und sauer aufgestossen. Dabei bin ich durchaus ein Freund der SVP. Der Personenkult um den «besten Bundesrat» (heute wohl den «besten Schattenbundesrat») wird zwar immer noch vom «höchsten Wähleranteil» betrieben, der trotzdem eine Minderheit ist. Solange die SVP nicht einsieht, dass dieser Personenkult um Christoph Blocher der wahren Konkordanz abträglich ist, kann man tatsächlich keine gute Prognose für Stabilität im Bundesrat stellen.

Victor A. Lambert, Rickenbach Sulz

BERGBAHNEN, SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

DAS «GROSSE, STILLE LEUCHTEN»

im spätsommerlichen Engadin erleben.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich –
Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf –
Reiten – Surfen – Biken ...

Zimmer/Frühstück ab CHF 145.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 17. Oktober 2010

CP CRESTA PALACE
CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P. + E. Herren

Ich hätte mir gewünscht, dass der Chefredaktor der *Weltwoche* nicht in die Alte-Weiber-Leier (Untervertretung der fast dreissig Prozent SVP-Stimmbürger im Bundesrat) von Parteipräsident Brunner und Fraktionschef Baader einstimmt. Aber in der SVP kann man ja nicht von Alte-Weiber-Leier sprechen, Frauen sind ja bekanntlich in der SVP genauso untervertreten wie die SVP im Bundesrat! Hätte die SVP die Fühler ausgestreckt und über das nötige politische Feingefühl verfügt, sie hätte gemerkt, dass sich eine vehemente Opposition gegen Christoph Blocher formiert hatte. Wäre Frau Eveline Widmer-Schlumpf nicht von der Partei ausgeschlossen worden, so wäre die SVP mindestens wieder mit einer halben Bundesrätin vertreten gewesen. Bitte, hört auf mit dieser alten Leier.

Ursula Meuwly, Kreuzlingen

Gopfridstutz!

Nr. 38 – «Federer gelassen»;
Walter De Gregorio über Tennis-Star
Roger Federer

Beim US Open standen mit Roger Federer und Stanislas Wawrinka zum ersten Mal überhaupt zwei Schweizer in einem Grand-Slam-Viertelfinal, doch das Thema Nummer eins in der (wahrlich verwöhnten) Schweizer Tenniswelt ist und bleibt: «Gopfridstutz, der Rotscher lässt

sein Davis-Cup-Team schon wieder im Stich.» Die Rede ist von einem Spieler, der seit 1999 ununterbrochen der Mannschaft zur Verfügung stand, Jahr für Jahr. 2001 schlug Federer die Amerikaner praktisch im Alleingang, 2003 schlugen die Schweizer beinahe die bärenstarken Australier im Halbfinal, vor allem dank Federer. Dazu kommen noch die vielen Play-off-Siege mit Federer in der Hauptrolle. So viel zu Federers Heimatliebe, die von Walter De Gregorio bemängelt wird. Federer hätte wie der Deutsche Tommy Haas nach Amerika auswandern und die US-Staatsbürgerschaft annehmen können (mit dem Sieg im Davis-

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Cup als Fernziel). Tat er aber nicht. Es ist gut möglich, dass Federer nach dem US Open mehr als nur müde war. Wer seinen Match gegen Djokovic gesehen hat, muss gemerkt haben, dass er unkonstant spielte, mal genial, mal mittelmässig; und auch sein Aufschlag war nicht so effizient wie auch schon. Formsache? Rückenverletzung? Federer weiss am besten, wie es um seine Gesundheit und Fitness steht. Dass er mit 29 Jahren schon so viel erreicht hat und jetzt noch auf einem solch hohen Niveau spielen kann, hängt auch mit seinem Spielplan und seiner Planung zusammen. Es ist kein Zufall, dass er nur selten ernsthaft verletzt war. Er ist auf jeden Fall gross genug, um selber entscheiden zu können, welche Einsätze Priorität haben und wann er seiner Gesundheit zuliebe pausieren soll. Dpas sollte man ein für alle Mal respektieren.

Frédéric Rey, Cognac

Herzliche Gastgeber

Nr. 37 – Chronique scandaleuse;
die neue Gesellschaftskolumne
von Andrea Sharp

Anna und Luigi, die ich seit langer Zeit kenne, sind ausgesprochen herzliche Gastgeber und trotz ihres erfolgreichen und engagierten Berufslebens immer für ihre Freunde da.

Markus Schrödel, Küsnacht

Lindt

CONNAISSEURS

Meisterwerk Nr. 12: Perle de Cacao

„Die Sinnliche...“



... steckt voll feurigem Temperament. Eng umschlungen tanzen knusprige Cacaosplitter, stets verführerisch lockt ihre dunkle Chocoladenperle. Die Perle de Cacao ist ein ganz individueller Charakter – wie alle 14 Connaisseurs-Pralinés.

Lindt Maître Chocolatier Suisse depuis 1845. www.lindt.com



Meisterwerke mit Charakter.

«Saat der Intoleranz»

Die islamische Welt werde untergehen, sagt der ägyptisch-deutsche Politologe Hamed Abdel-Samad. Die Religion der Muslime sei mit Geburtsfehlern ausgestattet und nicht reformierbar. Es brauche eine «geregelt Insolvenz» der islamischen Kultur. *Von Daniel Glaus*



«Glorreiche, grundsätzlich fehlerlose islamische Geschichte»: Wissenschaftsgenie Ibn Sina (990–1037) in Persien.

Herr Abdel-Samad, wo sind denn Ihre Leibwächter?

Ich habe derzeit keine.

Sie sagen, nicht Gott habe den Koran verfasst, sondern Menschen. Allein diese Aussage grenzt an Selbstmord.

Das zeigt, dass der Islam ein Problem mit sich selbst und mit der Welt hat: Vernünftige Argumente zu Glaubensfragen gelten als Kriegserklärung. Ich kam vor fünfzehn Jahren nach Europa, um in Freiheit leben zu können, und werde mich von Extremisten nicht einschüchtern lassen. Meine Prognose, dass die islamische Welt keine Zukunft hat, ist nicht Polemik, sondern ein Weckruf. Meine Eltern, Geschwister und Freunde sind Muslime, das ist meine Herkunft. Ich hasse die islamische Welt nicht, ich fürchte um sie.

In Ihrem neuen Buch prophezeien Sie

den «Untergang der islamischen Welt». Wie kommen Sie auf diese Idee?

Ich vergleiche den Islam mit der «Titanic». Mit dem Unterschied, dass das Schiff Islam schon mit Löchern und rostig in See stach. Als dieses Schiff dann mit dem Eisberg der Moderne zusammenstieß, begann es zu sinken. Nur sagen viele Muslime noch immer: «Das ist das Schiff Gottes, es kann nicht untergehen!» Und das Orchester spielt weiter.

Um beim Bild zu bleiben: Was wären denn die Lecks im Rumpf des Islam?

Der Islam hat mehrere Konstruktionsfehler. Zuerst seine Betrachtung des Dschihad als Dauerzustand: Es herrscht immer Kampf, womit Diktatoren einen permanenten Kriegszustand begründen können. Der Islam kann für alles herhalten: Sozialismus, Eroberungsfeldzüge, Unterdrückung. Der zweite Geburtsfehler ist die Unantastbarkeit des

Korans. Er gilt als Gotteswort und damit als absolut tabu. Drittens hat sich von Beginn weg Religion mit Politik vermischt. Schliesslich wurden altarabische Stammesstrukturen, Ehrgefühle und die untergeordnete Stellung der Frau in der Religion miteinander vermengt. Es ist alles verknüpft, und man darf nicht an dieser ungesunden und veralteten Konstruktion zweifeln, sonst gilt man als Ketzer.

Diese Intoleranz führen Sie direkt auf den Religionsgründer Mohammed zurück.

Mohammed begann als sanfter Sozialreformer. Aber er war ein total anderer Mensch geworden, als er nach seinen Eroberungskriegen siegreich in seine Heimatstadt Mekka zurückkehrte, wo Heiden, Juden und Christen lebten. Er sagte nicht mehr wie früher: «Euch euren Glauben, und mir meinen Glauben», sondern er zerstörte alle anderen

Gottheiten um die Kaaba. So pflanzte er die Saat der Intoleranz in das Herz des Islam. Eine Krankheit, die diese Religion nie losgeworden ist. Mekka war ein multireligiöses Zentrum, der Islam machte es monokulturell: Es war der Anfang vom Untergang. Eine Kultur frisst sich von innen auf, bevor sie die Gewalt nach aussen trägt.

Wieso bedeutet das den Untergang? Wenn eine Kultur abgeschottet ist, heisst das ja noch nicht, dass sie nicht überleben kann.

Die Muslime haben das Gefühl, ihre «Titanic» sei heute so stark wie zu Mohammeds Zeiten. Das ist überheblich, weil es offensichtlich ist, wie schlecht es den meisten Muslimen geht. Die Mehrheit der Muslime lebt ein rückständiges, ärmliches Leben. Isolation reicht nicht aus für den Untergang einer Kultur, aber wenn die Abschottung mit Paranoia, Beleidigtsein und Hass gegen den Westen gepaart ist, wird es gefährlich.

Haben Sie für Ihre Prognose empirische Daten? Was ist die Basis Ihrer Theorie?

Ich arbeite nicht mit Statistiken, sondern mit meinen Augen und Ohren. Und was ich beobachte, ist eindeutig. Der Islam hat längst ausgedient. Es ist bekannt, dass die islamischen Staaten das Schlusslicht in der Welt sind, wenn es um Bildung, Produktivität und Einhaltung von Menschen- und Frauenrechten geht. Die politischen und religiösen Führer können nur noch an eine längst vergangene Zeit erinnern. Sie wissen nicht, wie es weitergehen soll. Eine Kultur, die ihre Zukunft in der Vergangenheit sucht, ist dem Tod geweiht.

Was ist das grösste Defizit des Islam?

Die Haltung zu Individualität und persönlicher Entfaltung. Noch immer herrscht die Überzeugung, eine Frau sollte möglichst jung verheiratet werden, damit der Mann sie nach seinem Wunsch formen könne. Das gilt nicht nur für die afghanischen Berge, so denken auch viele Muslime in Deutschland. Der Islam kastriert sich selbst.

Sehen Sie weitere Probleme?

Die Vermischung von Bildung und Religion. An einer Konferenz in Deutschland traf ich einmal einen Professor für Erziehungswissenschaft, der sich beim Abendessen ärgerte, weil jemand an seinem Tisch ein Bier bestellte. Er verlangte, dass auf seinem Tisch kein Alkohol stehen dürfe. Tags darauf traf ich den Mann im Media Markt, wo er sich mit den neusten Geräten eindeckte. Als ich ihn beraten sollte, welches denn der beste iPod sei, sagte ich: «Wissen Sie, dieser iPod kam zustande, weil jeder hier Bier trinken kann, wann er will.» Er verstand nicht, was ich sagen wollte.

Was wollten Sie denn sagen?

Der Professor brauchte den iPod, um den Koran darauf herunterzuladen. Das ist die



«Zum Wissen konvertiert»: Autor Abdel-Samad.



«Geht es uns gut?»: Moschee in Kairo.



«Konstruktionsfehler»: Muslime mit dem Koran.

Verkörperung des Problems. Es zeigt die Schizophrenie vieler Muslime. Westliche Produkte? Ja. Sie fragen, ob wir den Koran überhaupt noch brauchen? Auf keinen Fall, sonst schmort man in der Hölle!

Offenbar sind religiöse Überlieferung und moderne Technik kein Widerspruch.

Schauen Sie: Erst die Freiheit führt zu Innovation. Aber Muslime sind nicht frei. Die religiösen Dogmen unterdrücken die Menschen und hemmen die Kreativität. Deshalb hat der Islam der Welt heute kaum etwas zu bieten.

In Ihrem Buch vergleichen Sie den Islam mit Alkohol, Muslime mit Süchtigen. Was wollen Sie damit sagen?

Es ist doch so: Wenig Alkohol kann sehr heilend wirken oder eben auch inspirierend. Aber wenn der Muslim in jeder Lebenssituation zur «Flasche» der Dogmen greift, dann wird es gefährlich. Und heute sind wir leider in der Situation, dass viele Muslime abhängig sind. Die Orthodoxie bietet die Möglichkeit des Rückzugs und eine Abkehr von der frustrierenden Realität. Dadurch wurden viele Prozesse der Modernisierung zurückgenommen.

Zum Beispiel?

Ich erinnere mich, dass meine Tante aus Kairo uns in unserem Dorf am Nil vor dreissig Jahren im Minirock besuchte und auf der Strasse rauchte, was ich cool fand. Damals störte das niemanden. Heute ist ihre Tochter voll verschleiert. Meine Tante, die mittlerweile auch uniformiert ist, blickt auf die Zeit zurück und bittet Gott um Verzeihung für ihre grosse Sünde.

Wie erklären Sie diesen Menschen Ihre düstere Prognose über die islamische Kultur?

Ich sage: «Schaut euch um: Geht es uns gut? Sie werden nein sagen. Und dafür den Präsidenten verantwortlich machen. Oder Israel und den Westen. Das ist seit hundert Jahren so. Muslime beklagen sich immer und zeigen mit dem Finger auf andere. Indem sie vieles nicht in Frage stellen, stagnieren Politik und Religion. Die Bildung ist völlig rückständig. Schon den Schulkindern wird eingetrichtert, jede Religion ausser dem Islam sei falsch, wer kein Muslim sei, lande in der Hölle.

Die islamische Kultur hat eine grosse Vergangenheit.

Das war einmal. Typisch für die islamische Welt ist der Spagat zwischen einer glorreichen, grundsätzlich fehlerlosen islamischen Geschichte, die nur Humanismus und Blütezeit kannte, und der Opferrolle in der Gegenwart. Das ist fatal. Eine Kultur, die überleben will, muss Vielfalt zulassen und flexibel sein. Der Islam hat diese Fähigkeit verloren und geht unter.

Wo sehen Sie die Anfänge des Niedergangs?

Familiäre Zwänge

Junge Türkinnen in Europa versuchen sich fünfmal häufiger das Leben zu nehmen als Einheimische. *Von Philipp Gut*



Dramatische Lage: Musliminnen.

Emine Selcuk* ist achtzehn Jahre alt. Die in Berlin geborene Türkin steht kurz vor dem Abitur und möchte studieren. Ihre Familie – Vater, Mutter, die beiden jüngeren Brüder und die ganze weitläufige Verwandtschaft – hat andere Pläne mit ihr. Sie solle sich einen Job suchen, um sich eine rechte Aussteuer kaufen zu können. Die Familienräson ist so unverrückbar wie klar: Emine wird heiraten und wird von ihrem Mann versorgt werden. Wozu soll sie studieren?

Die attraktive junge Frau muss sich verhüllen, sie darf keine engen Hosen und schon gar keine kurzen Röcke tragen. In der Schule verliebt sie sich in einen Jungen. Die Mutter schöpft Verdacht und stellt Emine zur Rede. Sie gesteht, dass sie «einen Deutschen» liebe – aus Sicht der türkischen Gemeinschaft offenbar ein kapitales Vergehen, eine Art Rassenschande.

Die junge Erwachsene darf nicht mehr alleine ausgehen, die jüngeren Brüder eskortieren sie zur Schule, jeder ihrer Schritte wird überwacht. Kurz nach Bekanntwerden ihrer Liebschaft halten Freunde der Familie, die in Süddeutschland leben und aus dem gleichen türkischen Dorf stammen wie Emines Eltern, für ihren Sohn um ihre Hand an.

Emine wehrt sich: Sie wolle nicht einen Mann heiraten, den sie noch nie gesehen

hat. Sie liebe einen andern. Damit die Tochter nicht «noch unvernünftiger» werde, beschleunigen die Eltern die Vorbereitungen für die Hochzeit. Emine erscheint die Situation ausweglos. Mit Tabletten versucht sie sich das Leben zu nehmen.

Rollenkonflikt und Gewalt

Den Fall schildert Meryam Schouler-Ocak, Psychiaterin an der Charité-Klinik in Berlin und Leiterin eines Forschungsprojekts zur Suizidverhütung bei jungen türkischen Migrantinnen («Beende dein Schweigen, nicht dein Leben»). Ein Blick auf die Zahlen zeigt, wie dramatisch sich die Lage präsentiert. «Die Forschung hat aufgezeigt, dass sich junge Frauen mit türkischem Migrationshintergrund fast doppelt so häufig wie einheimische junge Frauen suizidieren», sagt Schouler-Ocak. Noch eindrücklicher sind die Daten bei den versuchten Selbstmorden: «Die Suizidversuchsraten sind um ein Mehrfaches (bis zu fünf Mal) erhöht», weiss Schouler.

Verschiedene Studien in europäischen Ländern kamen zu ähnlichen Ergebnissen. Ein im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit erstelltes «Monitoring des suizidalen Verhaltens in der Agglomeration Bern» stellt fest, dass Türkinnen von allen Ausländern am häufigsten versuchen, sich umzubringen.

Das fällt umso mehr auf, als die Rate bei den eingewanderten Türken generell tiefer ist als bei den Einheimischen. Es handelt sich also um ein Phänomen, das eine bestimmte Gruppe betrifft: junge Mädchen und Frauen aus türkischen Einwandererfamilien, die hier geboren wurden.

Die Ursachen werden im Forschungsprojekt der Berliner Charité-Klinik näher untersucht. Bereits jetzt hält Studienleiterin Schouler-Ocak fest, dass «der Konflikt zwischen traditioneller Rollenerwartung und moderner Lebensform im Aufnahmeland» eine entscheidende Rolle spiele. «Eltern und männliche Familienmitglieder» akzeptierten nicht, dass junge Frauen ein selbstbestimmtes Leben führen. Hinzu komme «oft die Erfahrung von familiärer Gewalt».

*Name geändert.
Internetseite für Betroffene:
www.beende-dein-schweigen.de

Bereits vor tausend Jahren, als die islamische Welt begann, sich vom weltlichen Wissen zu distanzieren. Spätestens mit der Industrialisierung im Westen erkannten die Muslime, dass ihre glorreiche Zeit vorüber war. Doch sie konnten sich nicht damit abfinden. Sie waren zu stolz, zuzugeben, dass sie nicht mehr führend waren. Anstatt sich zu öffnen, haben sie sich in die Isolation zurückgezogen und moralische Mauern hochgezogen. Aus dem Land der Ungläubigen kann ja nur Schlechtes kommen. So empfinden Muslime heute sogar Schadenfreude, wenn ein Space Shuttle abstürzt. Dann heisst es: «Seht her, die Wissenschaft ist nichts Gutes.»

Wenn Sie sein Ende voraussagen: Wann wird der Islam verschwunden sein?

Dass kann man so nicht sagen. Ich sage, es wird keinen Umbruch geben, keine Weiterentwicklung wie derzeit im Westen.

Welche Szenarien sind denn wahrscheinlich?

Der Islam ist schon am Zusammenbrechen. Wenn das Erdöl im Nahen Osten in rund dreissig Jahren zur Neige geht, wird sich das in Konflikten zeigen: Sunniten gegen Schiiten, Araber gegen Juden, Muslime gegen den Westen. Die Radikalen werden immer radikaler und die Liberalen noch liberaler. Das bedeutet Krieg. Die Kämpfe in Pakistan, im Irak, in Somalia, im Sudan zwischen Islamisten und westlich unterstützten Regierungen sind nur ein Vorgeschmack dessen, was noch kommen kann. Meine Prognose ist ein blutiger Kulturkampf in der islamischen Welt wie damals in Europa an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, der später zu einem Umdenken führte.

Was wäre die Alternative zu Krieg und Zerstörung?

Ein radikaler Neuanfang. Dafür brauchte es die Einsicht, dass der Islam am Ende ist. Wäre er eine Firma, wäre er längst pleite. Ein Konkurs wäre schlecht für alle. Ich hoffe deshalb auf eine geregelte Insolvenz.

Sehen Sie Anzeichen dafür, dass der Prozess geordnet über die Bühne gehen könnte?

Leider Gottes liefert die Geschichte keine Beispiele. Wir kommen kaum mit einem blauen Auge davon. Wir haben zu lange geschlafen.

Trotzdem scheint der Islam weltweit auf dem Vormarsch.

Der Islam mag alles Mögliche sein, nur eines ist er meines Erachtens gewiss nicht: Er ist nicht mächtig. Er ist im Gegenteil schwer erkrankt und befindet sich kulturell und gesellschaftlich auf dem Rückzug. Die religiös motivierte Gewalt, die zunehmende Islamisierung des öffentlichen Raums und das krampfhaft Beharren auf der Sichtbarkeit der islamischen Symbole sind nervöse Reaktionen auf diesen Rückzug. Viele Muslime sind nicht stark, sie sind beleidigt.

Woran erkennen Sie das?

Muslimen gefällt es, wenn sie der Westen angeblich beleidigt. Es scheint mir ein masochistisches Spiel zu sein, das uns beweist, dass wir am Leben sind. Es tut unserer verletzten Seele gut, zumindest zu glauben, dass der Westen uns anvisiert und uns zerstören will. Wir durchstöbern jeden Tag die Zeitungen nach Meldungen über unterdrückte Muslime in China oder Europa, um eine Bestätigung für die Weltverschwörung gegen den Islam zu finden. Und wenn wir nichts finden, suchen wir weiter

«Die Muslime verlangen Rechte, ohne an ihre Pflichten zu denken.»

nach einem Karikaturisten, der eine Bombe im Turban des Propheten Mohammed versteckt.

Der radikale Islam ist in Europa wegen der Einwanderung präsenter als kaum je zuvor. Wo sehen Sie die Probleme im Alltag?

Insbesondere Türken und Araber haben ihre religiöse Überzeugung zu einer geistigen Mauer gemacht. Sie teilen die Menschen in Gläubige und Ungläubige ein. Ich sehe, dass sich immer mehr junge Muslime deshalb nicht mehr mit dem Land iden-

tifizieren, in dem sie leben. Sie ziehen sich in ihre Religiosität zurück. Doch der Islam bietet ihnen keine zukunftsfähige Perspektive.

Weshalb nicht?

Man könnte sagen, Konsum ohne Kant führt zu Verwirrung.

Wie meinen Sie das?

Ganz einfach: Während sich im Westen ein Gegenpol zum Materialismus und Konsumverhalten im kulturellen Repertoire der Aufklärung und des Humanismus findet, mangelt es dem gelebten Islam an einem gesunden Verteidigungsmechanismus dieser Art. Indem die Mehrheit der Menschen in den islamischen Staaten – und zunehmend auch junge Muslime in Europa – die Instrumente und Produkte der Moderne verschlingt, sich aber dem dahinter stehenden Gedankengut nach wie vor verschliesst, existiert sie in einem Zustand der Schizophrenie. Über kurz oder lang mündet das in Fanatismus oder kulturelle Verwahrlosung – oder gar in beides zugleich.

Sein Leben an religiösen Prinzipien auszurichten, ist eine freie Entscheidung. Was ist das Problem?

Privat ist das okay. Aber nicht im öffentlichen Raum. Ich will nicht, dass mich der gläubige Muslim mit Bart und langem Gewand auf der Strasse nervt, dass er seine Symbole überall zeigt und Sonderrechte verlangt.

Sich nerven ist kein Grund für Verbote.

Wenn meine Frau zur Toilette geht, und hinter ihr her schleicht eine Burka-Frau, wirkt das bedrohlich. Man weiss nicht, wer das ist. Aber es geht um mehr als subjektive Befindlichkeiten. Nur weil Muslime angeblich religiös sind, dürfen sie die Errungenschaften aufgeklärter Gesellschaften nicht ausser Kraft setzen. Sie verlangen Rechte, ohne an ihre Pflichten zu denken. Sie entwickeln keine Ideen zum Zusammenleben in dieser Gesellschaft, sie denken nur an sich.

Eigene Schulen mit Koranunterricht, getrenntes Schwimmen, Halal-Menüs in Kantinen: Das sind doch konkrete Ideen.

Ja, der Staat im Staat!

Das Gebot von Toleranz und Religionsfreiheit gilt auch für Muslime.

Gut, aber das ist ein gegenseitiges Geschäft. Die Frage ist: Wenn der radikale Muslim die Macht über mich hat, denkt er noch immer in den Kategorien der Toleranz? Eben nicht. Man kann nicht Toleranz an Leute verschenken, für die der Begriff ein Fremdwort ist.

Streben fundamentale Muslime wirklich nach politischer Herrschaft in Ländern wie Deutschland oder der Schweiz?

Bevor er in der Türkei an die Macht kam, sagte Recep Tayyip Erdogan: Die Demokratie sei nur der Zug, auf den er aufsteige, bis

Zum Glück hat die Mobiliar auch Lebensversicherungen.

Die Mobiliar
Was immer kommt

Die passende Vorsorgelösung für jede Lebenslage. www.mobi.ch

er am Ziel sei. Die Moscheen seien Kasernen, die Minarette Bajonette, die Kuppeln Helme und die Gläubigen seine Soldaten. Das sagt alles.

Muslime bei uns sprechen von Gleichberechtigung, etwa mit orthodoxen Juden.

Sie sind nett, solange sie etwas verlangen. Wenn sie haben, was sie wollen, ist Schluss. Wir leben nicht in «Parallelgesellschaften», sondern auf unterschiedlichen Planeten! «Parallel» würde heissen, dass man sich in die gleiche Richtung entwickelt. Viele Muslime aber definieren das Wesen des Menschen völlig anders als Angehörige der westlichen Kultur. Solche Gesinnungsenklaven können wir uns nicht leisten. Die Demokratie muss sich wehren.

Wie denn?

Vor allem im Umgang mit Hasspredigern. Juristisch ist es schwer, ihrer habhaft zu werden, auch wenn sie eindeutig antidemokratisch sind und Frauenhass schüren. Aber das müsste man verbieten.

Was bringt das Minarettverbot, für das sich die Schweizer ausgesprochen haben?

Das ist eine reine Symbolaktion. Minarett- oder Burkaverbote sind nur Placebo, Beruhigungspillen für die verunsicherte Bevölkerung in Europa. Das bringt nichts.

Den Entscheid des Schweizervolks, Minarette zu verbieten, halten Sie für falsch?

Nicht falsch, aber unzureichend. Grundsätzlich halte ich es für ein gesundes Zeichen, wenn die Menschen klar sagen, was sie denken. Die Schweizer wollten dadurch Muslime nicht daran hindern, ihre Religion zu praktizieren. Sie wollten ein Zeichen setzen gegen die zunehmende Einflussnahme des radikalen Islam. Aber die Demokratie kann nicht alleine von Zeichen leben.

Was wären Alternativen zu Verboten?

Juristisch gegen Hassprediger vorgehen und den saudischen Einfluss auf Moscheen unterbinden. Neuzugewanderten muss klargemacht werden, dass sie einen Teil ihrer Kultur zu Hause lassen müssen und dass nicht nur die Gesetze, sondern auch die Werte Europas zu achten sind. Missbrauch von Sozialleistungen muss man stärker sanktionieren.

Es brauche bloss mehr Integrationsprogramme, sagen viele Politiker.

Nirgendwo gibt es mehr Programme als in Deutschland – das sind Selbstbedienungsläden. Und zwar für die Leute, die dort arbeiten. Den Betroffenen, die Hilfe brauchten, bringen sie kaum etwas.

Sie sind dafür, die Sozialhilfe beispielsweise für türkische Einwanderer zu stoppen?

Natürlich nicht. Sozialhilfe ist eine zivilisatorische Errungenschaft. Aber ich stelle die Effektivität dieser Förderung in Frage. Ich halte es für besser, auf ein System von

Minarette

«Wir beharren auf unserem Recht»

Der Kanton Bern hat einen Gebetsturm bewilligt, trotz dem Verbot in der Verfassung. Wie ist das möglich?

Seit dem 29. November 2009 ist es in der Schweiz nicht mehr erlaubt, Minarette zu bauen. Das Stimmvolk hat das Verbot mit 57,5 Prozent deutlich angenommen.

Trotzdem hat die bernische Baudirektion vergangene Woche das Gesuch der Islamischen Glaubensgemeinschaft Langenthal gutgeheissen, die auf ihren Gebetsräumen einen Turm montieren will. Die Baudirektion stellt sich auf den Punkt, die Stadt habe dem Baugesuch zugestimmt, noch bevor das Verbot erlassen wurde. Die rechtliche Basis sei erst während des Beschwerdeverfahrens geändert worden. Das Verbot gelte für dieses Gesuch nicht, weil man nach der erstinstanzlichen Bewilligung nicht die Regeln ändern könne.

Das erscheint plausibel. Dennoch stellen sich Fragen: Im Umweltrecht ist es möglich, gesetzliche Änderungen rückwirkend anzuwenden. Wäre das Minarettverbot aus ökologischen Gründen erlassen worden, könnte dem Turm die Bewilligung verweigert werden. Für eine solche Ausnahme braucht es «zwingende Gründe» im öffentlichen Interesse. Etwa reinere Luft oder weniger Lärm. Das nachträglich erlassene Minarettverbot erachten die Behörden offenbar als weniger wichtig.

Der Entscheid der Baudirektion steht auch im Widerspruch zu Aussagen von Jus-

tizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Sie hatte am Abstimmungssonntag gesagt, das Verbot gelte für «alle Minarette, die noch nicht bewilligt sind oder in einem Beschwerdeverfahren stecken». Zum Langenthaler Gesuch meinte sie explizit, es lasse sich «nicht mehr verwirklichen».

Am Montag rechtfertigte sich Widmer-Schlumpf im Nationalrat damit, sie sei damals «nach einer ersten Auslegung» zum Schluss gekommen, das Verbot gelte auch für laufende Bewilligungsverfahren. «Wohl wissend», dass Gerichte «gelegentlich anders entscheiden, als was sich politisch Verantwortliche vorstellen».

Nur: Das Minarett bewilligte kein Gericht, sondern die Kantonsverwaltung. Mit der Unterschrift von Regierungsrätin Barbara Egger-Jenzer (SP). Diese sagt, sie habe sich «sehr genau abgesichert».

Die Beschwerdeführer werden die Bewilligung «höchstwahrscheinlich» anfechten, sagt deren Sprecher Daniel Zingg. Dann kommt das Verwaltungsgericht zum Zug.

«Das Türmchen wird gebaut»

Abgesehen vom Rechtsstreit um die im Jahr 2006 eingereichte Baubewilligung stellen sich weitere Fragen: Wieso halten die Muslime der Langenthaler Gemeinschaft an ihrem Minarett fest? Wäre es, angesichts der deutlichen Zustimmung zum Minarettverbot (in Langenthal selber mit über sechzig Prozent), nicht klüger, darauf zu verzichten? Was hält die Muslime davon ab zu sagen: «Wir reiten nicht auf Paragraphen herum, sondern tolerieren den Willen des Stimmvolkes. Es gibt Wichtigeres als einen Turm.» Solche Töne waren bisher nicht zu vernehmen.

Im Gegenteil: Daniel Kettiger, der Anwalt der Langenthaler Muslimgemeinschaft, sagt, es sei «völlig klar», dass das «minarettähnliche Türmchen» – so die neue Sprachregelung – gebaut werde. Freiwillig verzichten komme nicht in Frage. «Wer recht hat, muss in der Öffentlichkeit nicht gut ankommen. Auf seinem Recht zu beharren, ist immer legitim.»

Natürlich ist es das Recht der Langenthaler Muslime, am Baugesuch festzuhalten und es durch alle juristischen Instanzen zu verteidigen. Doch Sympathien werden sie damit keine gewinnen. Der Eindruck der Zwängerei bleibt. *Daniel Glau*



«Immer legitim»: geplantes Minarett.

Stipendien zu wechseln. Das heisst: Benachteiligte erhalten Geld, aber zeitlich begrenzt und mit klaren Zielen. Wir müssen den Immigranten sagen: «Wir fördern dich, damit du aus dir und deinen Kindern etwas machst. Aber ich muss auch sehen, dass die Förderung etwas bringt.»

Müsste das auch für Einheimische gelten?

Ja. Denn mit dem jetzigen Sozialhilfesystem zementieren wir Opferhaltung und Hilflosigkeit. So wie es heute läuft, ermuntert man gerade auch Migranten aus dem arabischen Raum und der Türkei zum Nichtstun. Wenn die Kinder sehen, dass das Geld einfach aus dem Amt kommt, wachsen sie in dieses System hinein. Und mit achtzehn verlangen sie dann ebenfalls Sozialhilfe. Das ist natürlich bequem.

Sind Muslime überdurchschnittlich bequem?

Statistisch gesehen, ja.

Hat Thilo Sarrazin, der in Deutschland für seine islamkritischen Thesen beinahe gesteinigt wurde, also recht?

Sarrazin hat uns kalt erwischt, weil viele seiner Beschreibungen zutreffend sind. Wir haben massive Integrationsprobleme. Und daran sind die Muslime auch selber schuld.

Ist es auch genetisch bedingt, dass Muslime erfolgloser sind als andere Einwanderer?

Natürlich nicht. Sonst hätten wir keine iranischen Ärzte hier. Aber es hat etwas mit der Mentalität zu tun. Mit der sozialen Intelligenz, nicht mit der genetisch bedingten. Diese soziale Intelligenz wird durch Erfahrung und Austausch geschult, nicht durch Abschottung und Isolation. Dadurch entsteht kultureller Inzest. Und

genau das passiert bei den Muslimen – sowohl in Europa als auch in der islamischen Welt – in erschreckendem Masse.

Wie haben Sie sich denn in Deutschland durchgesetzt?

Als ich hierher kam, war ich ein gläubiger Muslim. Ich wollte in Freiheit leben und als Student mein Wissen erweitern. Nach einer Weile habe ich die verbotenen Früchte des Abendlandes gekostet. Alkohol, Partys, Frauen, alles, was das Herz begehrt. Doch dann plötzlich wurde mein schlechtes Gewissen aktiviert. Muslime sind an ihre religiöse Erziehung wie mit einem Gummiband

«Sarrazin hat uns kalt erwischt, weil viele seiner Beschreibungen zutreffend sind.»

gefesselt. Je mehr man sich entfernt, desto heftiger wird man zurückgeworfen, desto schmerzhafter ist der Aufprall. Ich war hin und her gerissen. Bis ich gemerkt habe, dass es im Islam eine Verlogenheit gibt. All diese Gebote und Verbote können nicht der Natur des Menschen entsprechen. Man sollte sich davon lösen. Es belastet das Zusammenleben, wenn man immer alles vom Gesichtspunkt «gläubig oder ungläubig» aus betrachtet. Ich kann sagen, ich bin vom Glauben zum Wissen konvertiert.

Sie empfehlen Hedonismus und Lebensfreude als Ausweg für gläubige Muslime?

Nein, das wäre ein Trugschluss. Tatsächlich sind die Millionen halbgebildeter, sexuell frustrierter und arbeitsloser junger Männer eine leichte Beute der Extremisten. Aber es wäre gefährlich, diesen ungeheuren Samen-



«Unzureichend»: Minarettverbots-Initiative.

und Energiestau auf einmal zu lösen. Das wäre, wie wenn ein Damm bräche – Fluten wären die Folge. Die sexuelle Revolution im Westen war auch das Resultat eines jahrhundertelangen Aufklärungsprozesses.

Wie gläubig sind Sie heute noch?

Ich kann nichts darüber sagen, das ist eine ganz persönliche Geschichte. Auf jeden Fall bin ich nicht Atheist. Im Moment heisst Glauben für mich, mit Gott zu hadern, die Glaubenspfeiler und die Texte in Frage zu stellen. Ich finde, ein guter Gläubiger muss die verrosteten Strukturen in Frage stellen.

Was meinen Sie damit genau?

Kaum jemand fragt sich: «Gibt es möglicherweise einen Geburtsfehler in unserem Glauben?» Man schraubt an Koranversen herum, bis sie irgendwie zu den Umständen der heutigen Gesellschaft passen. In sogenannten interreligiösen Dialogen wird das gemeinsame Erbe von Abraham beschworen, «Nathan dem Weisen» gehuldigt. Das bringt nichts. Es braucht einen Bruch. Alle Reformer und Integrationsbeauftragten sollten sich den Satz Ludwig Börnes zu Herzen nehmen: «Einen Wahn verlieren macht weiser als eine Wahrheit finden.»



«Die Demokratie sei nur der Zug, auf den er aufsteige»: Staatschefs Achmadinedschad, Erdogan.



Hamed Abdel-Samad ist Politologe und Mitglied der Deutschen Islamkonferenz. Er wuchs als Sohn eines Imams bei Kairo auf und studierte in Augsburg. 2009 veröffentlichte er die Autobiografie «Mein Abschied vom Himmel». Soeben erschienen: «Der Untergang der islamischen Welt». Droemer Knauer. 240 S., Fr. 29.90

Pflegespülung in Menschenform

Nicht nur die Miss Schweiz muss sich einem Casting stellen. Auch der Bundesrat. Zwei deutsche Medienforscher nennen es «eine Kultur permanenter Selbstdarstellung». Von Peter Keller

Sie lächelte durch. Vom ersten Auftritt bis zum Moment, als ihr die Vorgängerin das Krönchen aufsetzte. Die neue Miss Schweiz Kerstin Cook ist Bestbesetzung. Sie hat bewiesen, dass sie liefern kann, was von ihr in den nächsten zwölf Monaten primär erwartet wird: strahlen und Zähnchen zeigen. Selbst auf dem Thron lächelte die Siegerin weiter, bis sie sich an das seit Jahren eingespielte Drehbuch erinnerte. Missen sollten von ihren Emotionen überwältigt werden. So presste die schöne Kerstin artig ihre Hand auf den Mund (Demutsgeste) und bekam einen feuchten Blick (das Publikum will Gefühle sehen).

Der *Tages-Anzeiger* stellte später empört fest, man habe sich bei der Miss-Schweiz-Wahl in einer Castingshow gewähnt. Aber selbstverständlich. Wo denn sonst? Im «Wort zum Sonntag»? In der «Sternstunde Philosophie»? Im «Kassensturz»? Glücklicherweise war dieser letzte Samstagabend weit weg vom gewohnten SRG-Biedersinn. Für einmal durfte sich der Kapitalismus von seiner unwiderstehlichsten Seite präsentieren. Der Markt verlangt nach einer hübschen Pflegespülung in Menschenform – und bekommt sie.

Medien und Sponsoren stehen Spalier. Alle wittern ihr Business, alle machen ihr Business. Am Schluss wird abgerechnet: Ist sie nicht nur die schönste Miss, sondern auch die erfolgreichste? Die gültige Masseinheit neben 90-60-90 bildet immer noch der Schweizer Franken. Ein paar hunderttausend schauen für jede Gewinnerin heraus. Besonders geschickte Exemplare, wie etwa die Tessinerin Christa Rigozzi, halten sich weit über das eine Amtsjahr hinaus im Geschäft. Sie bekommen mediale Präsenz und liefern portionenweise Prominenz. Das perfekte Wechselspiel.

Wir seien auf dem Weg in eine Casting-Gesellschaft, «in der Image und Ich unauflösbar verschmelzen», schreiben die beiden Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen und Wolfgang Krischke. «Es ist eine Kultur permanenter Selbstdarstellung.» Vorangetrieben werde die gezielte Inszenierung durch alte und neue Medien, insbesondere durch das Fernsehen und das Internet. Aufmerksamkeit heisst die Währung.

Diese These klingt aufregender und weit dramatischer, als sie in Wahrheit ist. Ob Liebe oder Beruf, es ergeben sich immer wieder Situationen, dass sich jemand bewirbt und ein Gegenüber die Auswahl hat. «Der einzige Unterschied besteht darin, dass dieser Prozess hinter verschlossenen Türen stattfindet und nicht

vor laufenden Kameras», erklärt der Musikmanager Thomas M. Stein, der in den ersten beiden Staffeln von «Deutschland sucht den Superstar» («DSDS») in der Jury sass.

Selbst unsere Bundesratswahlen folgen diesem Prinzip: Unzählige bewerben sich, nur einer erhält den Job. Das Casting nennt sich hier etwas nobler «Hearing». Die Kandidaten traben bei den Fraktionen an und müssen vorplaudern statt vorsingen. Allerdings sind für den Einzug in die Schweizer Regierung noch eigene Regeln zu beachten, wie das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* nicht ohne Verwunderung festhielt. «Alle Regionen des Landes müssen vertreten sein, die Geschlechter im richtigen Verhältnis, möglichst alle Sprachgemeinschaften.»

Der Parteienproporz sollte ebenfalls eingehalten werden. Ein nicht unwesentliches Kriterium einer Konkordanzregierung – könnte man meinen. Seit der Abwahl Christoph Blochers ist diese politische Balance empfindlich gestört. Die SVP ist als grösste Partei und mit nur einem Bundesratsmitglied deutlich untervertreten.

Eine Zwangs-WG mit allem Zubehör, das sich Medien und Satiriker nur wünschen können.

Ersetzt hat den SVP-Patron die damalige Bündner Finanzdirektorin Eveline Widmer-Schlumpf. Auch hier ging ein Casting voraus, wenn auch eines mit etwas anderen als den üblichen Begleitumständen. Es musste eine Person mit dem gleichen Parteibuch gefunden werden, die sich für diesen Brutus-Akt zur Verfügung stellen mochte. Dieses doch spezielle Charakterprofil erforderte ein Vorgehen unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Insofern ist jede Miss-Schweiz-Wahl ein geradezu vorbildlich transparentes Verfahren zu nennen.

Zicken und Streber

Medienwächter schauen besorgt auf TV-Formate wie «Germany's Next Topmodel» oder das «Dschungelcamp». Man wirft den Machern vor, sie würden asoziales Verhalten fördern, die Leute vorführen, den Teilnehmern falsche Hoffnungen machen. Etwas viel Moralismus für an sich wenig neue Vorgänge. Das schweizerische Regierungssystem hat solche sadomasochistischen Konzepte längst vorweggenommen. Unsere Konkordanz zwingt Parteien und Personen, die sich überhaupt nicht

ausstehen können, zu einer gemeinsamen Regierung ohne eigentlichen Chef. Eine Zwangs-WG mit allem Zubehör, das sich Medien und Satiriker nur wünschen können.

Die Produzenten von «DSDS» und ähnlichen Sendungen schauen bei der Vorauswahl der Kandidaten darauf, dass sich melodramatische Momente ergeben. So werden bestimmte, immer wiederkehrende Rollen besetzt: die Zicke, der Streber, die Naive, der Underdog, der Sensible, die Peinliche, das verkannte Genie. Aus der Reibung dieser Rollen entstehen Geschichten und Futter für die journalistischen Verwerter.

Verflüchtigung der Kandidaten

Auch im Bundesratsgremium schälen sich jeweils bestimmte Typen heraus. Von der ironischen Diva (Moritz Leuenberger) bis zur grinsenden Intrigantin (Micheline Calmy-Rey). Das verkannte Genie ist dagegen eher selten anzutreffen. Widmer-Schlumpf arbeitet mit dem Aschenputtel-Effekt. Sie gibt die Verstossene. Von der SVP zur Verräterin gestempelt, inszeniert sie sich als duldsame Schaffnerin wie ihr Vorbild im Märchen.

Mit Widmer-Schlumpfs Rochade ins Finanzdepartement ist der Aschenputtel-Bonus jedoch selbst bei manchen Freunden verfliegen. Die Sozialdemokraten toben, weil für sie kein Schlüsseldepartement mehr übrigblieb. Der frühere SP-Präsident Helmut Hubacher spricht von einem «Dreckspiel». Er wisse nicht, weshalb seine Partei die Bündnerin wiederwählen solle. Herrlich! Von solchen ironischen Wendungen lebt jedes Castingformat. Die SP wählte den Brutus in die Regierung. Nun wundert sie sich, dass sich der Brutus wie ein Brutus verhält.

Bei der Kür zur Miss Schweiz gab es schönere und vor allem ehrlichere Momente. Gleich zu Beginn stakten die Mädchen über den Catwalk. Im Bikini. Sie zeigten, wofür sie letztlich gewählt werden: ihre Beine, ihren flachen Bauch, ihr Décolleté. Ganz anders die Bundesratswahlen. Im Vorfeld verflüchtigten sich die Kandidatinnen und Kandidaten zusehends. Kaum jemand zeigte Profil. Simonetta Sommaruga wurde zum politischen Wolkengebilde: unfassbar und mäuschengrau. Mit Erfolg. Genau diese Kombination wünscht sich die Jury namens Bundesversammlung. Ein Dieter Bohlen würde anders entscheiden.

Bernhard Pörksen/Wolfgang Krischke (Hrsg.):
Die Casting-Gesellschaft. Herbert-von-Halem-Verlag.
346 S., Fr. 28.90



Das Publikum will Gefühle sehen: Miss Schweiz Kerstin Cook.

Weltwoche Nr. 39.10
Bilder: Ennio Leanza (Keystone), Christian Pfander (EQImages), Marcel Bieri (Keystone)



Erfolgreiches politisches Wolkengebilde: Bundesrätin Sommaruga.



Ironische Wendungen: Justizministerin Widmer-Schlumpf.

Sittengemälde der Inkompetenz

Der Staat scheitert meistens an der Verfolgung von angeblichen und tatsächlichen Delikten gegen das Börsengesetz. Woran krankt es? Die Fälle Vekselberg, Feldschlösschen oder Swissfirst zeugen von einer systematischen Überforderung der Behörden. Von Carmen Gasser und René Lüchinger



Eifernde Ermittler: Viktor Vekselberg (r.) auf dem Weg ins Bundesstrafgericht.



«Skandalös»: Bundesstrafgericht in Bellinzona.



Alles klar? Ex-Finanzminister Merz.

Verhängt der Staat bei mutmasslichen Delikten gegen das Börsengesetz Bussen oder schreitet er gar zur Anklage, kann es peinlich werden. Peinlich darum, weil die staatlichen Ankläger derart neben den Schuhen stehen, dass Anwälte der Gegenseite meist ein leichtes Spiel haben, Bussbescheide oder Anklageschriften zu zerlegen. Dürftig ist oft die finanzielle Ausbeute: Seit 1998 stellt das schweizerische Börsengesetz die Verletzung von Meldepflichten bei Aktienkäufen unter drakonische Strafe, und seither ist es der Finanzmarktaufsicht Finma (ehemals Eidgenössische Bankenaufsicht EBK) ein einziges Mal gelungen, einen Sünder zu überführen. Es war ein Vermögensverwalter, der zum wiederholten Male gegen die Meldepflichten verstossen hatte. Die staatliche Instanz brummte ihm eine bescheidene Busse von 50 000 Franken auf. Ansonsten gab es für die staatlichen Ermittler nichts zu holen. Der

jüngste Fall von Viktor Vekselbergs Renova ist nur die Spitze des Eisbergs, wenn es um den Dilettantismus geht, mit welchem staatliche Instanzen vermeintlichen Verstössen zur Meldepflicht auf die Schliche kommen wollen. Zusammen mit weiteren Fällen wie Feldschlösschen oder Swissfirst ergibt sich ein Sittengemälde der Inkompetenz.

1 — Fall Vekselberg

Im Jahre 2006 kaufte die Renova-Beteiligungsgesellschaft von Viktor Vekselberg zwei Aktienpakete des Technologieunternehmens OC Oerlikon (damals Unaxis). Verkäuferin war die Investmentfirma Victory der beiden Österreicher Ronny Pecik und Georg Stumpf, die Mehrheitsbesitzer von OC Oerlikon blieben. Das Eidgenössische Finanzdepartement (EFD) taxierte diesen Handwechsel als Gruppenbildung und brummte den vermeintlichen Tä-

tern eine happige Strafe von je 40 Millionen Franken auf. Die rekordverdächtige Busse steht dabei umgekehrt proportional zur Professionalität, mit der das EFD den Straftenscheid vorangetrieben und begründet hat.

Ein Jahr nach dem Handwechsel reichte die Eidgenössische Bankenkommision auf dem üblichen Instanzenweg beim EFD Strafanzeige wegen angeblicher Verletzung der Meldepflichten ein. Diese nächsthöhere Instanz brauchte nicht weniger als zweieinhalb Jahre, um den Fall zu bearbeiten und einen Bussbescheid zu formulieren, obwohl die EBK die vorhandenen Dokumente bereits gesichtet hatte. Ein kostspieliger und zeitraubender staatlicher Instanzenweg: Die EBK verfügt über keine Sanktionskompetenz, diese liegt beim Finanzdepartement – in diesem Fall bei Hans-Rudolf Merz. Dort wurden nicht etwa die bereits geleisteten Untersuchungen der

EBK ausgewertet, sondern es wurde von Grund auf neu ermittelt. Zu diesem Behördenirrsinn gesellten sich erschreckende Mängel in der Begründung der Strafverfügung, gegen die sich Vekselberg, Pecik und Stumpf erfolgreich zur Wehr gesetzt haben.

Die zuständige damalige Leiterin des EFD-Rechtsdienstes, die Juristin Dina Beti, taxierte im Strafbescheid die Herren Pecik und Stumpf als «potentielle Investoren». Wie soll das gehen, wo deren Victory doch Aktien verkaufen wollte? Nicht gerade vertrauenerweckend ist auch die Tatsache, dass das EFD auf Zeugenbefragungen verzichtete, die Angeschuldigten nie anhörte und den Fall ausschliesslich auf schriftlichem Wege abwickelte. Schlimmer noch: Selbst dann noch, als Victory zehn Prozent ihrer Aktien an Renova verkauft hatte, verfügten die Österreicher über genügend Titel, um die Gesellschaft zu beherrschen. Wo also, stellt sich die Frage, ist hier der Tatbestand der Gruppenbildung erfüllt, der ja gerade zum Zwecke hat, in einem Unternehmen die Kontrolle zu übernehmen?

Auf diesen Tatbestand verweist ein Gutachten, welches Vekselbergs Anwalt Lorenz Erni beim Schweizer Aktienrechtler Peter Böckli in Auftrag gegeben hat. Dieses kommt zum Schluss, dass nicht einleuchte, warum unter diesen Umständen Victory zwecks «gemeinsamer Beherrschung» der OC Oerlikon mit Renova hätte zusammenspannen sollen. Es habe auf der Seite von Victory für eine Gruppenbildung zur Erlangung oder Beibehaltung der Mehrheit schlicht keinen Anlass gegeben. Wo keine Tat ist, macht eine Strafe keinen Sinn. Für den Berner Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz ist es schlicht «skandalös, eine derart heftige Busse auszusprechen, sie dann aber nicht einmal begründen zu können».

Vielleicht ist das Unvermögen der wahre Grund, weshalb die verantwortliche EFD-Juristin Dina Beti bei der Verhandlung vor dem Bundesstrafgericht in Bellinzona nicht einmal aufkreuzte – angeblich, weil sie einen neuen Job als Abteilungsleiterin des Rechtsdienstes beim neugeschaffenen Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) angetreten hat. Eine Stellvertretung für den juristischen Fall mit grosser symbolischer Signalwirkung liess sich im EFD offenbar nicht organisieren. Möglicherweise steckte aber sogar Absicht dahinter. In ihrer neuen Funktion beim SIF ist Dina Beti nämlich auch Ansprechpartnerin für die laufende Revision des Börsengesetzes, durch welche die Bussen für Börsendelikte drastisch begrenzt werden sollen. Die Rede ist von einer halben Million Franken.

«Dina Beti auf zwei Seiten?», fragte vergangene Woche besorgt die *Neue Zürcher Zeitung* und schrieb: «Sie hatte die Federführung über die verordnete Busse an Vekselberg & Co. inne. Während sie also in ihrer alten Funktion die riesige Busse von 120 Millionen Franken ver-

hängte, setzt sie sich in ihrer neuen Funktion für deutlich tiefere Bussen ein.» Beim dem EFD unterstellten SIF lässt sich freilich auch dieser scheinbare Widerspruch auflösen. In ihrer Rolle als Leiterin des EFD-Rechtsdienstes habe sie das bestehende Recht angewandt, das die Vergabe von hohen Bussen ermögliche. In ihrer neuen Rolle als Leiterin des SIF-Rechtsdienstes sei sie zuständig für das Dossier der Revision des Börsengesetzes, meinte ein SIF-Sprecher. Alles klar?

2 — Fall Feldschlösschen

Im Mai 2001 lehnten die Aktionäre der Feldschlösschen-Hürlimann Holding eine Fusion mit Swiss Prime Site ab. Unter Führung von Aktionären um die Marc Rich Finance und den deutschen Financier Lutz Ristow wurde das Unternehmen in Real Estate Group (REG) umbenannt und ein neuer Verwaltungsrat gewählt. Wegen des Verdachts auf gemeinsame Absprachen und Verletzung der Offenlegungs- und Angebotspflicht reichte die EBK eine Strafanzeige gegen die Marc Rich Finance, die Eichhof Holding sowie die Swiss Capital Equity Holding beim EFD ein.

Zum Behördenversagen gesellten sich erschreckende Mängel in der Begründung der Strafverfügung.

«Meldepflichten grob verletzt» titelte die *Aargauer Zeitung* damals, «Marc Rich in geheimer Mission» die *Sonntagszeitung*, «Die «putschenden» Aktionäre haben sich organisiert» gar die *Neue Zürcher Zeitung*. Im Jahresbericht 2002 hielt die EBK unmissverständlich fest: «Diese Aktionärsgruppe hatte während mehrerer Monate heimlich eng zusammengearbeitet, um einerseits eine Fusion zwischen FHH und SPS Prime Site scheitern zu lassen und andererseits an der Generalversammlung vom Mai 2001 die Kontrolle über die FHH zu übernehmen. Die Bankenkommission kam zum Schluss, dass diese Aktionäre angesichts ihrer engen Zusammenarbeit [...] bereits vor der Generalversammlung der FHH [...] eine Meldung als organisierte Gruppe hätten machen müssen, dass sie eventualvorsätzlich oder gar vorsätzlich gehandelt hatten und dass ihr Verhalten daher [...] strafbar war.»

Die EBK leitete ihre Ergebnisse in Form einer Strafanzeige an das Eidgenössische Finanzdepartement (EFD) weiter, das als übergeordnete Instanz für allfällige Sanktionen zuständig ist. Im Januar 2004 hielt das EFD in einer dünnen Mitteilung fest, man habe das Strafverfahren eingestellt. Der Anwalt von Marc Rich liess das nicht auf sich sitzen und konterte, das Verfahren sei keineswegs «versandet». Das EFD war zum Schluss gekommen, dass zwischen den Beteiligten keine Absprache bestanden und damit auch keine

Meldepflicht vorgelegen habe. Deshalb wurde das Verfahren eingestellt, und den Beteiligten wurden Entschädigungen zugesprochen.

3 — Fall Swissfirst

Im Jahr 2006 startete die *NZZ am Sonntag* eine beispiellose Medienkampagne gegen die Bank Swissfirst und deren Besitzer Thomas Matter. Es ging um eine Fusion mit der Bank am Bellevue, aus der Thomas Matter aufgrund seines Insiderwissens angeblich Profit geschlagen hatte, während andere Aktionäre seiner Bank leer ausgegangen waren. Der Mediendruck war gross, das Thema in der Herbstsession 2006 allgegenwärtig, und Bundesrat Hans-Rudolf Merz stellte flugs und vorverurteilend einen Zusammenhang her zwischen dem Fall Swissfirst und einer geplanten Verschärfung der Insiderstrafnorm.

Als die EBK den Fall abschliessen konnte, hatte sie ganze Arbeit geleistet. Gefunden hatte sie praktisch nichts, zu mehr als einer Rüge an die Adresse Thomas Matters wegen drei Bagatellen reichte der Befund nicht aus, während die Bank unter dem Trommelfeuer der Medien und den Ermittlungen der EBK in die Knie ging und schliesslich zu einem Schleuderpreis verkauft werden musste.

Während die verantwortlichen Journalisten für ihre Recherchen mit einem Preis ausgezeichnet wurden, übten damalige EBK-Ermittler immerhin (zu) späte Einsicht. In einer Fachpublikation schrieben sie später, «eine Medienkampagne (von zweifelhafter Fairness)» habe «grosses Aufsehen» bewirkt, «nicht nur die Betroffenen, sondern auch die EBK geriet unter starken Mediendruck». Aus den Worten, die eine persönliche Meinungsäusserung sind, ist immerhin herauszulesen: Sie würden heute wohl anders entscheiden.

Stapelweise teures Papier

Aus den vorliegenden Fällen lässt sich ein erschütterndes Fazit ableiten: Der Staat ist nicht in der Lage, sein eigenes Börsengesetz richtig anzuwenden. Ihm scheint die Kompetenz für ein Verständnis komplexer unternehmerischer Vorgänge zu fehlen. Der Instanzenweg ist schwerfällig, und auf Schritt und Tritt lauert die Gefahr, dass mediale oder politische Stimmungen die staatlichen Aktivitäten negativ beeinflussen. Meist produziert ein solcher Apparat nicht viel mehr als teure, mit Steuergeldern bezahlte Stapel Papier. Im Swissair-Fall waren dies 4180 Aktenordner, in denen auch nachzulesen ist, dass einem ebenfalls teuer bezahlten externen Gutachter Rechenfehler von einer «gewissen Peinlichkeit» unterlaufen waren. In den meisten Fällen wurden die zur Trägheit neigenden staatlichen Instanzen auch erst aktiv, als der Druck gross war. Trägheit wäre besser gewesen. Der Staat sollte bei der Anklageerhebung zögern und grösste Vorsicht walten lassen. Im ureigenen Interesse. ○



Mehr Schutzräume als Einwohner: atombombensicherer Keller.

Im Bunkerwahn

Schutzräume sollen die Schweizer Bevölkerung vor radioaktiver Verseuchung, Terroranschlägen und Umweltkatastrophen bewahren. Obwohl sich die atomsicheren Festungen längst überlebt haben, will der Bundesrat daran festhalten. *Von Alex Reichmuth*

Jedem Einwohner einen Schutzplatz. Nach diesem Grundsatz hat die Schweiz seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein flächendeckendes Netz von Schutzräumen und Schutzanlagen aufgebaut. Wenn die Russen Europa mit Atombomben attackierten – so die Vorstellung –, würden Schweizerinnen und Schweizer in ihren Bunker hinabsteigen, die schwere Stahlbetontüre hinter sich schliessen, die Lüftung mit den Filtern einschalten und, auf den Notpritschen liegend, das Ende der radioaktiven Verseuchung abwarten.

Jahrzehntelang zwang das Gesetz jeden Bauherrn, sein Einfamilienhaus mit atomsicheren Unterständen auszustatten. Ergänzend mussten alle Gemeinden unterirdische Zivilschutzräume bauen, um jedem Einwohner im Notfall einen Platz garantieren zu können. Insgesamt sind 8,6 Millionen Schutzplätze entstanden, die sich auf 300 000 Bunker in

Wohnhäusern, Heimen und Spitälern sowie 5100 öffentliche Schutzanlagen verteilen. Die Kosten dieser gigantischen Bauschlacht: 7,6 Milliarden Franken.

«Intelligenteste Errungenschaft»

Glaut man der Arbeitsgemeinschaft «Schutz und Sicherheit» – einem Zusammenschluss von Industriebetrieben, die Schutzräume ausrustet –, ist dieses Netz von Schutzplätzen «die intelligenteste Errungenschaft der Willensnation Schweiz nach der Einführung der AHV». Käme es zu einem Atomkrieg, «dann wären die Überlebenden die US-Administration, ausgewählte Israeli, einige Insektenarten und die gesamte Schweizer Bevölkerung».

Das Maulwurfkonzept aus dem Kalten Krieg wurde so weit getrieben, dass es mittlerweile deutlich mehr Schutzplätze als Einwohner gibt. 2006 betrug der Deckungsgrad sagen-

hafte 114 Prozent. Kein Land der Welt frönt einem ähnlichen Bunkerwahn: Deutschland begnügt sich mit einer Schutzplatzabdeckung von lediglich drei Prozent, in Frankreich dürfte sie ähnlich tief liegen. In Österreich, wo einige Teilländer eine Schutzraumpflicht kennen, liegt die Abdeckung bei 30 Prozent. Selbst in Schweden und Finnland, die in Europa neben der Schweiz die fleissigsten Bunkerbauer sind, gibt es lediglich für 81 respektive 67 Prozent der Einwohner einen Schutzraum. Ausserhalb Europas kennen auch diejenigen Länder, deren Bevölkerung am ehesten einer kriegerischen Gefahr ausgesetzt ist, kein Netz von Schutzräumen, das mit demjenigen der Schweiz vergleichbar ist: In Israel beträgt die Abdeckung mit Schutzplätzen etwa zwei Drittel, in Südkorea 23 Prozent.

Dennoch fühlt sich die Schweiz – zwanzig Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges – noch

immer nicht sicher genug: Es gebe mittlerweile zwar mehr Schutzplätze als Einwohner, stellt der Bund fest, aber diese seien ungleich verteilt: In 900 Gemeinden liege die Abdeckung unter hundert Prozent. Es fehle noch immer eine halbe Million Schutzplätze. Darum müsse weiter an dieser Art Réduit gebaut werden.

Der ursprüngliche Zweck der Bunker – Schutz der Bevölkerung im Atomkrieg – ist inzwischen zwar längst weggefallen. Selbst die Planer des Bundes müssen zugeben, dass sich die Unterstände mit der minimalen Restgefahr von kriegerischen Auseinandersetzungen nicht mehr rechtfertigen lassen. Um trotzdem am Ausbau festzuhalten, müssen andere Bedrohungen herhalten: Terroranschläge, Atomunfälle, Naturkatastrophen, Seuchen und Flüchtlingsbewegungen. Düster erinnert der Bundesrat in einem Bericht von 2007 an den Terroranschlag vom 11. September, an die Vogelgrippe und an ein angeblich gestiegenes Risiko von Stürmen und Überflutungen.

Wie schon in der Vergangenheit kann sich jedoch kaum jemand vorstellen, bei drohender Gefahr tatsächlich in einen Bunker hinabzusteigen. Auf die Frage, ob die Schutzräume in den vergangenen Jahrzehnten je zum Einsatz gekommen sind, finden die Protagonisten der Schutzräume nur verlegen vorgebrachte Einzelbeispiele: Pascal Aebischer vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz führt an, dass nach dem Vulkanausbruch in Island vor einigen Monaten gestrandete Flugpassagiere Notunterkünfte in Kloten bezogen hätten. Und 2006 seien im Kanton Aargau nach massiven Schneefällen die Schutzräume für Reisende geöffnet worden. Walter Donzé vom Schweizerischen Zivilschutzverband erinnert sich, dass in Frutigen nach dem Sturm «Lothar» Evakuierte in Zivilschutzanlagen untergekommen sind. In diesen Fällen war es zwar sicher nützlich, dass zusätzliche Schlafräume zur Verfügung standen. In keinem Fall waren aber Schutzräume mit Betondeckeln, Lüftungsanlagen und Trockenklosetts nötig. Es ist absurd, anzunehmen, dass in der Schweiz nach Naturereignissen Menschen an Leib und Leben gefährdet sein könnten, weil die Schutzraumabdeckung nicht in jeder Gemeinde hundertprozentig ist.

In der Schweiz entstehen weiterhin jedes Jahr 50 000 neue Schutzplätze.

Die lückenlose Abdeckung lässt sich auch nicht mit dem theoretisch denkbaren Szenario einer radioaktiven Verseuchung nach einem Kraftwerksunfall oder Terroranschlag rechtfertigen. «Türen und Fenster schliessen sowie allfällige Lüftungen abstellen wäre in diesem Fall bereits ziemlich wirkungsvoll», ist der St. Galler SVP-Nationalrat Theophil Pfister über-



Lieber dichtere Fenster: SVP-Politiker Pfister.

zeugt, der im Parlament für die Abschaffung der Schutzraumpflicht weibelt. «Falls wir uns hier besser schützen wollen, ist es sinnvoller, in dichte Fenster und in Isolationen zu investieren statt in Bunker.»

Wohin mit den Ersatzabgaben?

Ungeachtet dessen entstehen in der Schweiz weiterhin jedes Jahr 50 000 neue Schutzplätze. Zwar sind private Bauherren mittlerweile in vielen Gemeinden von der Pflicht zum Bunkerbau befreit – aber sie müssen stattdessen Ersatzzahlungen von bis zu 1500 Franken pro nicht gebautem Schutzplatz leisten. Dieses Geld – so die Idee – soll gebraucht werden, um in Gemeinden mit noch mangelnder Abdeckung die Schutzplätze zu ergänzen. Seit der Einführung der Ersatzbeitragspflicht 1979 sind insgesamt 1,3 Milliarden Franken zusammengekommen. Offenbar weiss der Staat aber nicht, wohin damit: Lediglich 750 Millionen dieser Zwangsabgaben wurden bisher verbaut, die restlichen 550 Millionen warten auf Verwendung. Einer der Gründe für diesen «relativ hohen Stand», stellt der Bundesrat lapidar fest, liege darin, dass ein regionaler Ausgleich der Ersatzbeiträge «aufgrund der heutigen Gesetzeslage in den meisten Kantonen» kaum möglich sei.

Obwohl die Verteilung der Ersatzabgaben nicht funktioniert und es in der Schweiz bereits Schutzräume im Überfluss gibt, soll am bisherigen Konzept festgehalten werden: Auf politischen Druck ist der Bundesrat zwar bereit, die Vorschriften etwas zu lockern. Seine Vorlage ans Parlament, die er vor einigen Tagen verabschiedet hat, sieht vor, dass künftig nur noch bei Häusern mit mehr als 38 Zimmern Schutzräume zwingend sind und dass jeder

Schutzraum zudem mindestens 25 Plätze aufweisen soll. Die Ersatzabgaben für all diejenigen, die keinen Schutzraum bauen müssen, sollen aber weiterhin 400 bis 800 Franken pro Platz betragen (heute maximal 1500 Franken). Die Kosten, die Gemeinden und Private zu tragen haben, werden damit noch immer bei 72 Millionen Franken pro Jahr liegen.

Widerstand von SP und SVP

Dagegen gibt es massiven Widerstand. Im Parlament kommt er vor allem aus den Fraktionen der SP und der SVP. 112 Parlamentarier haben gleichlautende Vorstösse der Nationalräte Theophil Pfister und Margret Kiener Nellen (SP, Bern) unterschrieben, die ein Ende der Schutzraumpflicht für Private fordern. «Kein Obligatorium mehr, keine Abgaben mehr und auch keine Kontrollen und Unterhaltspflichten mehr», fasst Pfister die Forderungen zusammen. Die öffentlichen Schutzräume sollen dort, wo sie sinnvoll sind, beibehalten werden.

Somit ist der Betrieb von Notspitälern und Notunterkünften in Krisenzeiten gewährleistet, genauso wie die Unterbringung von Asylbewerbern und militärischen Truppen in Friedenszeiten. Behandelt werden die Vorstösse entweder noch in der laufenden Herbstsession oder in der kommenden Winteression. Sollte die «unheilige Allianz» von SP und SVP Erfolg haben und das Parlament die Schutzraumpflicht tatsächlich aufheben, können Private weiterhin auf eigene Kosten einen Bunker unterhalten, falls sie das besser schlafen lässt. Alle anderen dürfen ihre Schutzräume endlich zu dem erklären, was sie in der Praxis längst sind: zu Weinkellern, Lagerhallen, Fitnessräumen und Jugendtreffs. ○

GRANDS VENS
GRANDS VENS
DE BOURGOGNE
DE CHAMPAGNE

Vins Précieux

Vive la Bourgogne!

Chablis, Meursault, Puligny-Montrachet, Chassagne-Montrachet, Volnay, Pommard, Aloxe-Corton, Nuits-St. Georges, Vosne-Romanée, Chambolle-Musigny, Morey-St. Denis, Gevrey-Chambertin, etc.

Ausschliesslich Grand Cru Champagner

Champagne P. Soutiran blanc de noirs	Fr. 37.–
Champagne P. Soutiran blanc de blancs	Fr. 38.–
Champagne P. Soutiran rosé	Fr. 41.–

...und viele weitere!

Das Bessere echt günstig

Vins Précieux H.J. Senn SA, 8703 Erlenbach
Tel. 044 910 41 61, Fax 044 910 75 21
hjsenn@bluewin.ch



Innert drei Tagen muss die Ware verkauft sein: Ex-Banker Ruckstuhl.



22 Kleiderläden: Lehrabbrecher Niederberger.

Angestellt, nein danke

Vom Blumenhändler bis zum Kleider-Millionär: In der Schweiz werden pro Jahr über 35 000 Unternehmen gegründet. So viele wie noch nie. Sechs erfolgreiche Firmeninhaber erklären ihren Weg nach oben. Von Carmen Gasser, Christian Schnur und Henning Bock (Bilder)

Ralph Ruckstuhl erscheint gutgelaunt in seinem Büro. Er trägt ein blütenweisses Hemd, das mit seinen grauen Haaren kontrastiert. Hätte er nicht diese ausgewaschenen Jeans an, würde man ihn auf den ersten Blick für einen Banker halten. «Banker, das war einmal», hebt Ruckstuhl lachend an, und ein grosses breites Grinsen überzieht sein Gesicht.

Trotzdem erinnert er sich noch gut an damals. Als 16-Jähriger machte er eine Bankenlehre. Später arbeitete er sich bis zum Optionenhändler hoch und verdiente dort «für sein jugendliches Alter», wie er selber sagt, «sehr viel Geld». «Das waren damals noch die goldenen Zeiten, als man selbst mit Dartpfeilen auf Optionen zielen konnte.» Doch das Banking wurde ihm zu langweilig, zu steif. So kam es ihm gerade recht, als ihm sein Onkel am Telefon von einem Blumenhändler erzählte, der gerade einen Verkäufer suche. «Ich konnte damals eine Nelke nicht von einer Rose unterscheiden», meint der 42-Jährige heute rückblickend, doch das Geschäft mit der verderblichen Ware, wie er es nennt, habe ihn gereizt.

Die Risiken waren gross. Denn: Laufen im Optionenhandel die Fristen nach Wochen oder Monaten ab, so sind diese im Blumenhandel viel kürzer bemessen. Kommt die Fracht jeweils sonntags am Flughafen Zürich an, muss diese innert dreier Tage verkauft sein. Wenn nicht, bleibt Ruckstuhl auf den Blumen sitzen. 1997 wurde er Geschäftsführer der späteren Sunflor AG in Glattbrugg. 2003 kaufte er das Unternehmen mit Hilfe eines Firmenkredits und beliefert seither mit fünf Mitarbeitenden rund dreissig Grosshändler, mit einem Umsatz von 10 Millionen Franken. Zwei Tage die Woche arbeitet er vom Tessin aus, wo seine Frau und sein eineinhalbjähriger Sohn leben. Es wundert kaum, wenn der Unternehmer heute sagt: «Ich habe den Schritt in die Selbständigkeit noch keinen Tag bereut.»

Unternehmensgründungen verdreifacht
Ruckstuhl ist einer von vielen, die in den vergangenen Jahren ein Unternehmen gegründet haben. Denn: Immer mehr Angestellte pfeifen auf die vermeintliche Sicherheit und machen sich selbständig. Wurden 1980 gerade

mal 16 521 Unternehmen gegründet, so hat sich die Zahl gemäss Creditreform, einem auf Wirtschaftsauskünfte spezialisierten Unternehmen, im Jahr 2000 rund verdoppelt (31 872) und lag im letzten Jahr bereits bei 35 365. Damit nimmt die Schweiz im Vergleich mit anderen Ländern einen Spitzenplatz ein. Gemäss dem «Global Entrepreneurship Monitor» der Hochschule für Wirtschaft Freiburg liegt die Schweiz mit einem Neugründungsanteil pro Kopf der Bevölkerung von 7,7 Prozent im oberen Mittel der industrialisierten Länder, hinter den USA mit 8 Prozent, aber weit vor den direkten Nachbarländern wie Frankreich mit 4,3, Deutschland mit 4,1 und Italien mit 3,7 Prozent.

Für den Studienleiter Rico Baldegger ist diese Entwicklung ein «Glücksfall für die Schweizer Wirtschaft». «KMU sind mit einem Anteil von 97,7 Prozent nicht nur das wirtschaftliche Rückgrat der Schweiz», so Baldegger, «sondern auch Stabilisatoren in Krisenzeiten.» Aufgrund dessen sei ein kontinuierlicher Zufluss von Jungunternehmen unerlässlich. Gemäss Dun & Bradstreet



«Löhne quer subventioniert»: Coiffeur-Unternehmerpärchen Meister.



Wie der Google-Gründer: ETH-Absolvent Reck.

schufen die Jungunternehmen in der Schweiz seit dem Jahr 2000 über 1,62 Millionen Arbeitsplätze. Eine enorm hohe Zahl, selbst im internationalen Vergleich. Den grössten Teil vom Kuchen kann sich Zürich abschneiden. Mit jährlich über 6000 Firmengründungen entstanden seit dem Jahr 2000 mehr als 300 000 neue Arbeitsplätze. An zweiter und dritter Stelle folgen die Kantone Bern und Genf mit 215 000 und 119 000 geschaffenen Stellen.

Von der Sonderschule ins Penthouse

Erfolg scheint nicht immer mit guter Ausbildung zusammenzuhängen. Das zeigt sich am Beispiel von Ivar Niederberger. Sein Vater hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, dass aus seinem Sohn je etwas werden würde. Niederberger junior ging in die Sonderschule, schmiss die Berufsschule hin, litt damals wie heute an einer Schreib- und Lese-Schwäche, die ihn keinen Satz fehlerfrei schreiben lässt. Zudem leidet der Vierzigjährige an dem Tourette-Syndrom, das seinen Körper unkontrolliert zucken lässt. Dennoch hat es Niederberger geschafft.

Heute besitzt er 22 Kleiderläden (Kleidi) mit 180 Angestellten und einem Umsatz von 12 Millionen, eine Immobilienfirma, fünf Trabrennpferde, einen Bentley und eine Harley Davidson. Sein Lebensmotto ist in einem Buch erschienen («Tun – Glück schreibt man mit drei Buchstaben»), um die Leute zur Selbstständigkeit zu motivieren, wie er sagt. «Mit 21 machte ich mich selbständig», erzählt Niederberger, in seinem mit Kuhfell bezogenen Sessel sitzend, in der riesigen Penthouse-Wohnung

in einem Basler Vorort. «Mit 25 war ich Millionär, und mit 29 hätte ich nicht mehr arbeiten müssen.»

Seine Hand zuckt, sein Arm, sein ganzer Körper. Doch er selbst merkt das nicht. Wie er es von ganz unten nach ganz oben schaffte? «Nur wenn mich etwas interessierte, habe ich alles gegeben.» Seine Lehrabschlussprüfung als Karoseriespenger gehörte nicht dazu. Dafür umso mehr die Verkaufsbranche, in die er nach etlichen Gelegenheitsjobs gerutscht war. «Dort war ich glücklich», erzählt Niederberger, «denn ich hatte etwas gefunden, das ich konnte.» Er ging auf die Kunden ein, hörte ihnen zu und verwendete die richtigen Argumente.

So lange, bis ihm sein Chef vorhielt, er habe Geld unterschlagen. «Ich war so wütend, dass ich ganz in der Nähe meines Ex-Chefs einen Kleiderladen mietete.» Dort verkaufte er Kleider-Restposten, die er Grosshändlern abkaufte. «Ich stand ohne Pause von 9.00 bis 18.30 Uhr in meinem Laden», so Niederberger, dessen Zuckungen langsam nachlassen, «nur um keinen Kunden zu verpassen.» Er lernte, welche Schnitte und Farben bei den Kunden ankamen. Auf einer Messe in Paris kam ihm die eine entscheidende Idee: Kleider selbst zu produzieren. Der Grundstein für den Erfolg war gelegt.

Experten sehen mehrere Gründe verantwortlich für den neuen Trend zum Unternehmertum. «Man hat heute mehr Vorbilder, denen man nacheifern kann», sagt Bruno Chiomento, CEO der Beratungsfirma Ernst &

Young Schweiz. Dazu würden neben einem Nicolas Hayek auch Unternehmen aus der Technologie gehören, der Pharma- oder Biotechszene, wie Jean-Paul Clozel, Gründer der Biotechfirma Actelion, der 2007 von Ernst & Young zum «World Entrepreneur of the Year» gekürt wurde.

Diesen Trend kann Beat Schillig, Geschäftsführer des Instituts für Jungunternehmen, nur bestätigen. «Als ich vor zwanzig Jahren an der Hochschule studierte, kam es keinem Studenten in den Sinn, eine Firma zu gründen. Alle wollten nur bei Grossunternehmen arbeiten. Doch während deren Image in den letzten Jahren nicht zuletzt aufgrund von Skandalen und Abzockerdebatten gelitten hat, stieg das Ansehen von Unternehmern.» Gemäss dem «Global Entrepreneurship Monitor» der Universität Freiburg attestieren 84 Prozent der Befragten den Schweizer Unternehmern einen hohen Status. Nur in Finnland ist das Ansehen mit 88 Prozent noch höher. In Deutschland liegt es dagegen bei 75 Prozent, in Frankreich bei 70, in Belgien bei 49 Prozent.

Doch nicht nur Absolventen drängen zunehmend in die Selbstständigkeit. Bedingt durch die Finanzkrise machten in den vergangenen zwei Jahren auch vermehrt entlassene Banker die «Not zur Tugend» und gründeten ihre eigene Finanzberatung, wie das auf Wirtschaftsauskünfte spezialisierte Unternehmen Dun & Bradstreet unlängst feststellte. Zudem nimmt die Zahl der Jungunternehmer jenseits von 55 Jahren zu. Von 2005 bis 2009 ist deren Anteil von 2,9 auf 6 Prozent gestiegen.

Johannes Reck hat den Sprung in die Unternehmerwelt direkt ab der Uni gewagt. Dabei wollte der Biochemiker ursprünglich nach seinem Studium an der ETH in die Forschung gehen. Auch ein kurzer Abstecher zu einer Consultingfirma scheiterte. Vier Monate später widmete er sich bereits wieder seinem Unternehmerprojekt. «Dieses generiert zwar wesentlich weniger Einkommen», so Reck, «dafür viel mehr Befriedigung.» Heute ist der 25-Jährige Internetunternehmer, er trägt ein gelbes Polohemd und einen Dreitagebart. «Meine Kollegen und ich entwickelten während des Studiums eine Geschäftsidee, die uns nicht mehr losliess», so der gebürtige Deutsche. «Untertags haben wir studiert und in der Nacht an unserer Plattform gearbeitet.» So manch eine Beziehung sei daran zerbrochen, aber sie mussten es einfach tun. Die Idee dazu war Reck anlässlich einer Studienveranstaltung in Peking gekommen. Trotz aller Bemühungen hatte er es nicht geschafft, in der chinesischen Hauptstadt auf eigene Faust eine Besichtigungstour zu organisieren.

Internet-Hippie der Tourismusindustrie

Seit letzten Oktober nun ist «Get Your Guide» auf dem Netz. Zwischen 100 und 200 Buchungen für Ausflüge, Stadtrundfahrten oder Hotelbuchungen gehen dort mittlerweile pro Woche ein. Gänzlich ohne Werbung, wie Reck stolz hinzufügt. Zehn Mitarbeiter bearbeiten die Buchungen, von drei kleinen Büros aus im Zürcher Technopark, einem Sammelbecken für Jungunternehmen. Bereits steht man kurz davor, die Gewinnzone zu erreichen. Dennoch wohnt Reck noch immer in seiner Studenten-WG. Doch das scheint den Internet-Hippie der Tourismusindustrie, wie er sich selbst scherzhaft nennt, nicht zu stören.

Ob er Angst habe zu versagen? «Die manisch-depressive Phase ist vorbei», so Reck. An einem Tag habe man sich gefühlt wie die Google-Gründer, am anderen war man sich sicher pleitezugehen. Zumindest Letzteres scheint mittlerweile in die Ferne gerückt zu sein. «Und selbst wenn dieses Projekt scheitern würde», so Reck, würde er nicht wieder zurück ins Angestelltendasein gehen. Denn es gebe zu viele Ideen, die man umsetzen könnte.

Jungunternehmer sind nicht jung

Der Ausdruck Jungunternehmer täuscht. Denn der Prototyp heute ist 41 Jahre alt, männlich, gut ausgebildet und verfügt über eine beträchtliche Berufs- und Führungserfahrung, wie die Fachhochschule Nordwestschweiz in ihrer Studie «Die neuen Selbständigen 2009» erhoben hat. Über ein Drittel der Selbständigen gehörten vor dem Schritt ins Unternehmertum dem oberen Kader an, über ein Viertel dem mittleren. Lediglich ein Viertel aller neuen Selbständigen waren zuvor als Mitarbeitende ohne bedeutende Führungsaufgaben

tätig. Eine Langzeitstudie der gleichen Hochschule von 1999 bis 2009 stellte fest, dass Unternehmensgründer heute im Schnitt drei Jahre älter sind als noch 1999. «Viele Uni-Absolventen wollen erst fünf bis zehn Jahre Berufserfahrung sammeln, bevor sie sich selbstständig machen», erklärt Professor Urs Füglistaller, Geschäftsführer des Schweizerischen Instituts für Klein- und Mittelunternehmen der Universität St. Gallen dieses Phänomen. Dabei würden die meisten in herkömmliche Branchen einsteigen. Am häufigsten werden Unternehmen gegründet in den Bereichen Sprachunterricht, Vorsorgeplanung, Treuhand, Public Relations, EDV/Informatik, Beratung, Handelsbetriebe und Coiffeurgeschäfte. Nur etwa fünf Prozent der Gründungen basieren auf vollkommen neuen Produkten mit Patenten.

Andrea und Marcel Meister stiegen 1994 in die Coiffeurbranche ein. Dort herrscht seit Jahren ein erbitterter Verdrängungskampf. «Das Risiko, das wir damals eingegangen sind, war unglaublich hoch», sagt Andrea Meister, eine elegant gekleidete Frau, mit gut sitzendem Haar und wachen Augen. Sie lacht ihrem Mann zu, der lässig in Jeans und farbigem Jackett in einem kleinen Café an der Zürcher Bahn-

Viele Firmen bleiben klein, etwas «amerikanischer Gigantismus» würde nicht schaden.

hofstrasse sitzt. «In meiner Babypause war es mir zu langweilig», erzählt sie weiter, «also plünderten wir unsere Pensionskassen und eröffneten einen Salon in Wallisellen.» Für die gelernte Bankkauffrau ein logischer Schritt, hatte sie doch zuvor für eine grosse Friseurkette in der Verwaltung gearbeitet; für jeden anderen ein Selbstmordprojekt. In der Tat schrieb der Salon, kaum war er eröffnet, nur Verluste. «Mit einem Wahnsinnsmut», erzählt die 48-Jährige weiter, «wo ich gar nicht weiss, woher wir den nahmen, eröffneten wir ein Jahr später an der Schiffflände in Basel einen weiteren Laden.» Gleichzeitig wurde der Salon in Wallisellen verkauft und mit dem Erlös ein zweiter Salon in Bern eröffnet.

«Nun kamen wir endgültig vom Regen in die Traufe», hebt Marcel Meister zu erzählen an. Denn der Salon in Bern war unprofitabel. «Überlebt haben wir damals nur, weil wir in einer günstigen Mietwohnung wohnten, wenig Geld ausgaben und mit meinem Lohn als Verkäufer von Kopierern häufig die Löhne der Angestellten quer subventionierten.» Erst als der Laden in Bern vom ersten Stock ins Parterre verlegt wurde, fingen die Umsätze an zu sprudeln. Ein weiterer Salon in Zürich folgte. Dieser wurde dank Kostensenkungen bereits ein Jahr später profitabel. Drei Jahre nach der Gründung von Varibelle erzielten die Meisters erstmals ei-

nen Gewinn. Mit einer simplen, aber nicht weniger erfolgreichen Strategie eröffneten sie fortan jedes Jahr zwei neue Läden. Sie positionierten sich preislich im Mittelfeld («Im Luxussegment muss man der Starfriseur sein, im Tiefpreissegment wollten wir uns nicht positionieren, weil es dort schon zu viel Konkurrenz gibt»), achteten von da an peinlich genau auf die Lage des Salons und können heute durch die schiere Grösse mit ihren achtzehn Coiffeurläden Einkaufssynergien nutzen.

Das Unternehmerpärchen gehört zu einer Minderheit. Denn die Mehrheit der Schweizer Jungunternehmer bleibt klein. Die Studie «Die neuen Selbständigen 2009» belegt, dass nur acht Prozent der Firmen zehn oder mehr Mitarbeiter beschäftigen. Lediglich neunzehn Prozent der Jungunternehmen besitzen einen stark internationalen Fokus, und nur jedes dritte Unternehmen verkauft seine Güter und Dienstleistungen primär im Ausland. Damit liegen die Schweizer mit ihren Wachstumsabsichten verglichen mit anderen Ländern im hinteren Mittelfeld. Noch ist die Wissenschaft uneins, worin dieser Umstand begründet sein mag. «Der Wachstumspfad wird häufig nicht eingeschlagen, aus Angst vor Veränderungen und Problemen», erklärt Professor Urs Füglistaller, Geschäftsführer des Schweizerischen Instituts für Klein- und Mittelunternehmen der Universität St. Gallen. Dabei sei die Wirtschaft im ständigen Wandel begriffen. Auch Professor Rico Baldegger von der Hochschule Freiburg sieht diese Entwicklung durchaus kritisch: «Schweizer Unternehmer haben vielfach zu wenig Ambitionen.» Ein wenig mehr amerikanischer Gigantismus würde keineswegs schaden.

Basler Schokolade für Japan

Dominic Beschle hat den Schritt ins Ausland gewagt. Seit zwei Jahren verkauft er unter der Marke Beschle Chocolatier Suisse Pralinen in fünfzehn Ländern weltweit, produziert in einer unscheinbaren, kleinen Hinterhoffirma in Basel. In einem sterilen Raum mit grossen Fenstern und vielen Maschinen werden die Naschereien hergestellt, Pralinen mit Ingwer, mit Absinth, mit Koriander-Chili, mit Vanille. Vor keiner Geschmackskombination macht sein Bruder Pascal Beschle, Chef de Création und Mitinhaber, halt.

«Zwanzig Mitarbeiter arbeiten hier», sagt Dominic Beschle, «in der Peak-Saison, also vor Weihnachten, rund doppelt so viele.» Und er erklärt, dass die vielen Maschinen im Raum täuschen würden. Über achtzig Prozent der Schokolade werde noch in Handarbeit produziert, von Hand glaciert, von Hand verpackt, jede einzelne Praline. Dann erzählt er, dass bereits sein Grossvater Confiseur gewesen sei, sein Vater die Konditorei in der Aeschenvorstadt führe, eine Basler Institution, doch dass trotz der guten Geschäfte keiner seiner Vorfahren je daran gedacht hätte, zu expandieren.



Schritt ins Ausland: Chocolatier Beschle.

Als der Junior dann vor knapp zwei Jahren seinem Vater die Idee schmackhaft machen wollte, Beschle-Schokolade in alle Welt zu verkaufen, war dieser skeptisch. Also gründete der Jurastudium-Abbrecher und ehemalige Restaurantbesitzer seine eigene Firma. «Natürlich hat niemand auf uns gewartet», meint Beschle und schnappt sich eine Praline. Und ja, die europäischen Märkte seien übersättigt. Doch Asien und Südamerika böten grosse Chancen. Zumal eine Marke mit der Bezeichnung «Swiss made» im Ausland noch immer ein Renner sei.

Wie zum Beispiel in Japan. Dort musste das Brüderpaar Autogramme geben, als es in einem Kaufhaus in Tokio Werbung machte. In Singapur haben sie bereits einen eigenen Laden eröffnet, São Paulo und Tokio sind in Vorbereitung. Kürzlich hat er mit seinem Startup-Unternehmen, wie er es trocken nennt, die Gewinnzone erreicht. Dass er sich auch in Zukunft gegen die starke Konkurrenz wehren kann, daran hat er nicht den geringsten Zweifel. Denn mit seinen neuen Pralinenkreationen im Hochpreissegment befindet er sich in einer komfortablen Marktnische.

Noch immer machen im Durchschnitt 40 Prozent aller neugegründeten Firmen in den ersten acht Jahren Konkurs. 2009 stieg die Anzahl publizierter Konkurse um rund 24 Prozent gegenüber 2008. Diese Entwicklung hängt vor allem mit den Auswirkungen der Finanzmarktkrise zusammen. Stark davon betroffen ist das Gastgewerbe, nicht weniger schwierig ist es im Einzelhandel, in der Perso-

nalvermittlung und Logistik. Bruno Chiomento, CEO von Ernst & Young Schweiz, sieht neben den Nachwirkungen der Finanzkrise auch noch andere Gründe: «Vielen Jungunternehmen fehlt der Fokus.» Sie hätten häufig zu viele Ideen und wollten immer alle realisieren. Zudem müsse man als Unternehmer viele unterschiedliche Talente besitzen. «Ein ETH-Absolvent mit einer Erfindung zu sein, reicht nicht aus», so Chiomento. Man müsse das Produkt auch vermarkten können, ein guter Verkäufer sein und etwas von Kostenrechnung und Buchhaltung verstehen. «Wer diese Vielzahl an Fähigkeiten nicht besitzt, sollte sich unbedingt verlässliche Partner ins Boot holen, um eine sinnvolle Arbeitsteilung vornehmen zu können.»

An Ferien ist nicht zu denken

Auf Arbeitsteilung setzte auch Alexandra Bisaz, Inhaberin der Lolipop-Kette. Vieles hat sie in ihrem Leben bereits versucht, um «bloss nicht angestellt sein zu müssen». Einmal verkaufte sie Sangria aus einem Eimer an Passanten am Zürichsee, ein anderes Mal 3-D-Kameras, importierte Alkopopgetränke aus England oder versuchte, einen Glaceshop auf den Kanarischen Inseln zu eröffnen. Im Jahr 2000 dann startete sie mit ihrer langjährigen Freundin Nicole Reolon einen Süßwarenladen in Davos. Doch der lief nicht. Das Geld wurde knapp. «Meine Freundin verbrannte damals ein Telefonbuch, weil wir uns die Heizkosten nicht mehr leisten konnten», erzählt die 39-jährige. Das schwarze T-Shirt,



Ein Laden nach dem anderen: Süßwarenhandlerin Bisaz.

auf dem «Rebel» steht, kontrastiert mit ihren blondgefärbten Haaren, die pfeilgerade in die Höhe stehen. Mit dem zweiten Laden, den sie in Zürich eröffneten, hatten sie mehr Glück. «Die Leute waren begeistert von unseren Süßigkeiten», sagt Bisaz. Und so folgte ein Laden nach dem anderen. Mittlerweile macht die Lolipop AG an 30 Standorten und mit 140 Angestellten einen Umsatz von 10 Millionen Franken.

Vor zwei Jahren ist Nicole Reolon aus dem Unternehmen ausgeschieden. Zum Leidwesen von Bisaz. «Meine Freundin wollte sich mehr ihren zwei Kindern widmen», sagt sie, und ein Schatten fällt auf ihr sonst so heiteres Gesicht und die wachen blauen Augen. «Es ist toll, einen Geschäftspartner zu haben. Vor allem auch für die Zeiten, in denen es nicht klappt. Ich konnte mich hundertprozentig auf sie verlassen. Auch wenn wir geschäftlich immer anderer Meinung waren.»

Mittlerweile hat sie einen neuen Geschäftspartner, mit dem sie «alle wichtigen Sachen besprechen kann». Der nimmt ihr viele Dinge ab, wie sie sagt. Doch es sei eben nicht das Gleiche. Noch immer arbeitet sie im Tagesgeschäft mit, so wie früher, mietet Läden an, kreierte den Innenausbau, hilft mit, die Sachen einzuräumen, und steht auch immer wieder mal am Verkaufstresen. An Urlaub denkt sie dieses Jahr nicht. Zu viel hat sie noch zu tun. «Der Ausdruck Selbständigkeit kommt von «selber» und «ständig», meint sie, und das stecke immer im Hinterkopf eines Unternehmers. ○

Im Schnelldurchlauf

«Sennentuntschi» ist ein Skandal ohne Ende. Beim Bühnenstück war es der Inhalt, beim Film die Misswirtschaft. Den Zürcher Filmfestspielen kommt der Wirbel gerade recht. *Von Wolfram Knorr*

Im Nachtstudio des Zürcher Schauspielhauses braute sich 1972 ein Skandal zusammen, der fast zehn Jahre später mit voller Wucht ausbrechen sollte: Der Schweizer Autor Hansjörg Schneider hatte aus der Alpensaga «Sennentuntschi» ein Drama gemacht. Drei Sennen, einsam in den Bergen hausend, basteln sich im sexuellen Notstands- und Alkoholausgang eine Strohpuppe mit weiblichen Merkmalen und vergehen sich an ihr – bis die Puppe lebendig wird und sich fürchterlich rächt. Das verbale Grand-Guignol provozierte im Nachtstudio laute Proteste, aber die Aufführungen waren immer rappelvoll.

Als am 4. Mai 1981 das Schweizer Fernsehen zugriff und das Stück in einer Inszenierung von Hanspeter Ricklin und Hansjörg Schneider ausstrahlte, brach die Hölle los. Und da der Teufel bekanntlich im Detail steckt, erhielt Autor Schneider Pakete mit Kot, Regisseur Ricklin Briefe mit detailliertem Inhalt («Sie gehören in den Urnersee versenkt mit einem Mühlstein um den Hals»), Walo Lüönd als wildester Senn «die meiste Haue» (Ricklin) und das Schweizer Fernsehen eine Anklage wegen Pornografie. Es wurde freigesprochen. Angesichts eines solch heissen Stoffs bleibt rätselhaft, warum der Schweizer Film ihn nicht früher aufgriff.

Zürich statt Cannes

Erst nach der Jahrtausendwende und mit einer neuen Generation von Filmemachern, die das Medium als Entertainment wiederentdeckten, erwachte das Interesse am Älpler-Sprengsatz. Das erkannte auch P.C. Fueter von C-Films, der den Newcomer Michael Steiner («Nacht der Gaukler») zu einem «Sennentuntschi»-Drehbuch animierte. Aus der Zusammenarbeit wurde nichts. Fueter sollte keinen Co-Produzenten in Deutschland gefunden haben, und die Kontraproduktion AG von Michael Steiner und Filmkomponist Adrian Frutiger habe daraufhin die Rechte am Stoff für 250 000 Franken der C-Films abgekauft. Michael Sauter schrieb ein neues Drehbuch, und das Budget von 5,5 Millionen Franken war inzwischen auch gesichert: Der Bund gab 1 Million, die Zürcher Filmstiftung 600 000, die SRG 300 000 Franken. Hinzu kamen Eurimages und eine austriakische (Superfilm) und eine französische Co-Produktion (Avventura S.A.). Im September 2008 begannen im Urner Schächental die elfwöchigen Dreharbeiten.

Schon während des Drehs soll Steiner mit finanziellen Engpässen konfrontiert worden

sein, die er erst am Drehschlussfest Insidern kommunizierte. Es wurde öffentlich, dass nichts mehr ging. Das Geld war alle. Eurimages zog seine Zusage zurück, und Avventura, eine Gründung der Zürcher Filmproduzentin Ruth Waldburger, offenbarte, «juristisch nie richtig» an «Sennentuntschi» beteiligt gewesen zu sein. Steiner widersprach, auch Daniel Waser, Geschäftsleiter der Filmstiftung, war perplex über Waldburgers Aussage.

Ein Bilanzprüfer des Bundesamtes für Kultur musste über die Bücher, stellte erst ein Minus von 3,8 Millionen Franken fest, dann von 2,5 Millionen. Egal, die Misswirtschaft hatte den Laden gesprengt. Als die *Weltwoche* Steiner Kokainkonsum und Erschleichung von Subventionen vorwarf, war «Sennentuntschi» definitiv wieder ein Skandal. Diesmal allerdings nicht wegen des Inhalts. Die Schweizer Tochterfirma der deutschen Constantin Film rettete schliesslich das Projekt, kaufte Kontraproduktion, zahlte die Löhne und band Steiner an Constantin. Martin Wagner, Verwaltungsrat der *Weltwoche* und Co-Geschäftsführer von Constantin Film Schweiz, vermittelte eine aussergerichtliche Einigung mit Steiner, der die *Weltwoche* auf 30 000 Franken verklagen wollte.

Das filmische Desaster war abgewendet, das Material konnte in die Postproduktion gehen. In einem Online-Interview der Schweizer «Tagesschau» erläuterte der Chef von Constantin Film Schweiz und Retter des Films, Bernhard Burgener, dass man «einen sechzehn Punkte umfassenden Aufgabenkatalog erarbeitet» habe, der vorsah, «dass Gläubiger, wie beispielsweise Produzent und Banken, teilweise auf ihre Forderungen verzichten. [...] Wäre dieser Rettungsplan nicht aufgegangen, hätten schlussendlich alle verloren.»

Was hätte das werden können, wenn man das Personal nur ein wenig ernst genommen hätte?

Komplett gesichert ist der Film noch nicht. Es fehlen die definitiven Zusagen der öffentlichen Förderer (Bund, SF, Zürcher Filmstiftung), sich an den Fertigstellungskosten in Höhe von 830 000 Franken zu beteiligen.

Die Filmgeschichte ist natürlich voll von wüsten Entstehungsgeschichten, und Steiners «Sennentuntschi» ist im Vergleich zu mancher Hollywood-Produktion, Kokain hin oder her, so wahnsinnig spinnert nun auch wieder nicht.



Sünde auf der Alm: Mörder Martin (Carlos Leal)



Atemlos: Regisseur Steiner mit Ehefrau.

Der Wirbel reichte, um die Aufmerksamkeits-schraube herrlich anzuziehen. Das Zürcher Filmfestival hat wieder mal pures Glück gehabt. Im letzten Jahr war es – wenn auch unerwünscht – die Inhaftierung von Roman Polanski, die den blutigen Festspielen internationale Wahrnehmung bescherte; und in diesem Jahr der Schweizer Skandalfilm. Denn eigentlich sollte er nach Cannes oder Venedig, aber er wurde nicht fertig. Also begnügte man sich mit Zürich – und verhalf, als Eröffnungsevent, dem Festival wieder, dank Constantin, zu Schlagzeilen bis in die ZDF-«Heute»-Sendung.

Ob die Rechnung auch jenseits der Schweiz aufgehen wird, muss sich weisen. Michael Steiner sucht den Anschluss ans internationale Niveau. Er ist schnell, dicht, knapp, reisserisch, gewalttätig, gruselig und verstörend. Ein aufrechter Polizist (Nicholas Ofczarek) nimmt sich eines verhuschten Hascherls (Roxane Mesquida) an und erntet Misstrauen beim Pfarrer und den Bergdörlern. Ein gesuchter Mörder



und Senn Erwin (Andrea Zogg).



Äpler-Sprengsatz: «Sennentuntschi» von 1981.

(Carlos Leal) aus dem urbanen Sündenpflücht in die Höhen der Alp und muss mit dem kolossal rabiaten Senn Erwin (Andrea Zogg), der seinem stummen Sohn (Joel Basman) ständig mit verbalem Lärm Kopfnüsse verabreicht, die Sünde auf der Alm erleben. Bald kommt's zum Absinth-Besäufnis. Sie basteln sich aus einem Besen eine weibliche Puppe und spielen in der dünnen Luft Ballermann; dann taucht das Hascherl auf, das in die Höhe floh – und am Ende Fürchterliches anrichtet.

Wildes Drunter und Drüber

Unten sucht dieweil der Polizist nach dem verschwundenen Mädchen und erfährt, dass der teuflische Pfarrer das Kind in einem Verlies gefangen hielt wie Natascha Kampusch. Es geht drunter und drüber – im wörtlichen Sinn. Mal hetzt der Polizist unten im Tal rum, mal wird oben rüde gerammelt. Mal ist das Madel im Dorf, mal oben; mal trägt es einen weissen Kittel, mal einen braunen. Zwei Realitätsebenen?



Eine Art weiblicher Kaspar Hauser: Roxane Mesquida als «Sennentuntschi».

Die weisse Fee die rationale, die braun-verdrehte die übersinnliche? Weiss der Geier.

Steiner kann vor Atemlosigkeit keine Atmosphäre aufbauen, Zusammenhänge erzählen, Vorgänge plausibel bündeln, Sequenzen entwickeln, steigern und auflösen und Emotionen wecken, Neugierde oder gar Anteilnahme erzeugen. Wer ist die Identifikationsfigur? Der nette Polizist? Das missbrauchte Mädchen? Sie ist stumm. Weil sie im Keller des Pfarrers, eines wahren Sakkubus, der ihre Mutter schwängerte, aufwuchs und dann irgendwie fliehen konnte. Sie bleibt eine wilde Mixtur aus weiblichem Kaspar Hauser, Wolfskind, Rapunzel, Rinnstein-Heidi. Der Polizist ein Sherlock Holmes, der plötzlich weiss, was der fanatische Pfarrer auf dem Kerbholz hat, und ein van Helsing, der durch Gassen und über karstiges Gestein jagt, als sei er in den Karpaten.

Man hat den Eindruck, Steiner misstrauet seiner eigenen Story. Erklärungen liefert er mittels Schnelldurchlauf des Geschehens, dräuen-

de Musik kündigt kommendes Unheil an. Der Sound eine Musiksauce, über die Handlung gegossen. Was hätte das werden können, wenn man das Personal nur ein wenig ernst genommen hätte? Bei Hansjörg Schneider war die Sprache unbehaust, die Figuren in ihr und in ihrem Verhalten nicht mehr zu Hause. Das war das Beklemmende und führte zur rabulistischen Raserei. Bei Steiner vermisst man das Interesse an seinen Figuren. Hauptsache, grelle Effekte, schrille Töne. Werbewirksam titelte der *Blick* mit «Schock-Premiere». Der «Schock» kann sich nur aufs völlig übersteigerte Erzähltempo beziehen. Der häufige und rasante Wechsel vom Dorf hinauf zu den Älpeln schafft kein Gefühl für räumliches und psychologisches Gefälle. Es bleibt ein Nebeneinander von krachledernem Bauerntheater und Gipfelgrusel, der sich leider nicht recht einstellen will. «Sennentuntschi», so Steiner, sei ein «Alpen-Western». Auch das noch. Was daran «Western» sein soll, bleibt sein Geheimnis. ○

Hollywood am Mühlebach

Zwei Schweizer schleichen sich in die Glamour-Zonen des amerikanischen Films: Die beiden Produzenten Thomas Sterchi und Karl Spoerri wagen ein ganz besonderes Geschäftsmodell.

Von Benjamin Bögli



«Lieber einmal zu viel nein sagen»: Millbrook-CEO Spoerri.



«Auf einen Marathon eingestellt»: Verwaltungsrat Sterchi.

Es war eine der Top-Meldungen des *Hollywood Reporter*. Der Oscar-nominierte Regisseur Oliver Hirschbiegel («Der Untergang»), hiess es kürzlich auf dem Online-Portal des Branchenblatts, sei von Millbrook Pictures für «Die dunkle Seite des Mondes», den «mit Drogen vollgepumpten Thriller» des Schriftstellers Martin Suter, an Bord geholt worden.

Das Büro von Millbrook Pictures befindet sich an der harmlosen Mühlebachstrasse in Zürich, wo der Durchgangsverkehr das Stadtbild prägt. «Wir sind nur zu dritt», sagt Karl Spoerri, 37, der die 2008 gegründete Firma seit Anfang 2009 zusammen mit dem Berner Thomas Sterchi, 41, führt. Das Kleinunternehmen hat sich inzwischen zu einer feinen Adresse für die Umsetzung niveauller, zusehends internationaler Projekte entwickelt.

Mehr noch: Millbrook bringt sich wie keine der rund fünfzig in der Schweiz ansässigen Produktionsfirmen im amerikanischen Markt ins Gespräch. So schreibt neben dem *Hollywood Reporter* auch das amerikanische Traditions-

blatt *Variety* regelmässig über die Aktivitäten der beiden Schweizer. Zu reden gab vor allem die Spoerri/Sterchi-Koproduktion von «A Dangerous Method» mit Kultregisseur David Cronenberg («The Fly»). Zudem lobte die Branchenpresse das Fingerspitzengefühl des Schweizer Gespanns, dem es gelang, für die aktuelle Suter-Verfilmung den Hollywood-Drehbuchschreiber David Marconi zu verpflichten. Er war der Autor der Kassenschlager «Enemy of the State» und «Die Hard 4».

Eiserne Finanzierungsregeln

Wie schwierig ist es, an der US-Westküste einen Fuss auf den Boden zu bekommen? Verwaltungsrat Sterchi sagt, dass er «positiv überrascht» sei, wie offen und zugänglich «selbst die im internationalen Filmgeschäft sehr arrierten Marktteilnehmer» seien. In den letzten zwei Jahren sind gleich zwei Filme unter Beteiligung von Millbrook Pictures in die Kinos gekommen. In den Vereinigten Staaten schaffte es der Biografie-Film von Oliver Stone

über den US-Präsidenten George W. Bush («W»). In der Schweiz war es die Deutschschweizerische Koproduktion «Lila, Lila», die erste Verfilmung eines Suter-Romans.

Die Firma Millbrook Pictures, die auch mit einer Person in München stationiert ist, behält sich eiserne Finanzierungsregeln vor: «Wir beteiligen uns nicht mit mehr als zehn Prozent des Budgets an einem Film», erklärt Spoerri. «Er muss bereits zu vierzig Prozent in die einzelnen Länder verkauft sein und über einen hohen Anteil Fördergeldern, verfügen.» Damit will die Firma einen finanziellen Absturz vermeiden. Zumal das Filmgeschäft verführerisch ist: attraktive Geschichten, grosse Namen, viel warme Entertainment-Luft. «Man muss einen kühlen Kopf bewahren. Bankrott geht man nicht, wenn man einmal zu viel nein sagt, höchstens aber, wenn man einmal zu viel ja sagt», so Spoerri.

Bei «W» schossen die Schweizer einen kleineren Millionen-Betrag ein. Es war ein Nullsummenspiel, wie sich herausstellen sollte. Der Film spielte weltweit 2008 etwa so viel ein,

wie er gekostet hatte: rund 25 Millionen Dollar. Der erste wichtige Schritt auf US-Terrain war allerdings getan. «Lila, Lila» eröffnete vor einem Jahr das Zurich Film Festival. Rund 60 000 Eintritte verbuchte der Film später in den Schweizer Kinos, was nicht eben berauschend war, aber für den ersten Film einem Achtungserfolg gleichkam. Die Kritiken fielen grösstenteils positiv aus – nicht zuletzt wegen des süffigen Drehbuchs und des formidablen Auftritts von Hauptdarsteller Daniel Brühl («Goodbye Lenin»).

«Millbrook steht noch ganz am Anfang», sagt Sterchi. «Wir wollen Schritt für Schritt wachsen und haben uns auf einen Marathon eingestellt

Früher musste man um die halbe Welt reisen, heute trifft man Branchenleader auch in Zürich.

und langfristige Ziele gesetzt.» Die beiden Unternehmer wollen sich als Filmproduzenten und -finanzierer auf nationaler und internationaler Ebene etablieren. Eine wichtige Rolle spielt das eben eröffnete «Zurich Film Festival», als dessen künstlerischer Direktor Spoerri im Nebenamt wirkt. Der Anlass dient dem umtriebigen Produzenten als Bühne, Kontaktmaschine und Durchlauferhitzer für eigene Projekte. *Variety* schrieb von «frechen Synergien». Dass eine Produktionsfirma gleich noch ihr eigenes international bekanntes Festival betreibt, ist einzigartig im deutschsprachigen Raum.

Sowohl Festival wie Firma gehören zur Tom-Talent-Gruppe, die Thomas Sterchi vor drei Jahren gründete. Er kam zu Geld, als er seine Internetplattform Jobs.ch an eine amerikanische Investmentgesellschaft verkaufte. In den Medien machte die Zahl von rund 100 Millionen Franken die Runde, die er für die Online-Stellenbörse erhalten haben soll. Seither ist Sterchi unter anderem im Filmgeschäft aktiv. Er war 2006 mit Jobs.ch als Sponsor des Festivals an Bord. Daraus entwickelte sich die Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Schauspieler und Schauspieler-Agenten Spoerri.

Hotel «Dolder Grand» am vergangenen Samstag in Zürich. Spoerri, in hellgrauem Anzug und weissem Hemd, weilt zwischen Konferenzraum und Brunchbuffet hin und her. «Am liebsten würde ich mich in vier teilen», sagt er. Es ist der dritte Tag des Zürcher Festivals. Der Eröffnungsabend mit «Sennentuntschi» (siehe Kritik auf Seite 46) liegt bereits gefühlte zehn Tage und zwei *Blick*-Titelgeschichten zurück. Heute präsentiert Spoerri an einer der besten Adressen Zürichs dennoch erstaunlich frisch das «Film Finance Forum».

Nach Los Angeles, New York und Cannes findet das Forum zum ersten Mal in der Schweiz statt. Millbrook hat es hierher geholt und will es gemäss Presseberichten zum «wichtigsten Meeting in diesem Bereich im deutschsprachigen Raum» machen.

Das «schwergewichtige Line-up» (*Variety*) setzt sich aus rund zehn Gastrednern zusammen. Darunter Maggie Monteith, frühere Marketingfrau von Blockbustern wie «Star Wars» und «Men in Black» und heute Co-Chefin der unabhängigen US-Produktionsfirma Magnet Media, und Bernie Stampfer von der Deutschen Bank.

Rund hundert Vertreter aus der hiesigen, aber auch aus der internationalen Filmwelt sind der Einladung von Millbrook gefolgt. Man diskutiert über Filmfinanzierungsmodelle und Vermarktungsmöglichkeiten ausserhalb des Hollywood-Studiosystems. Neben dem informativen Teil sei der Anlass auch «ein guter Ort fürs Networking», sagt die bekannte Schweizer Produzentin Ruth Waldburger («Ernsfall in Havana»). Musste man als Schweizer früher um die halbe Welt reisen, um Branchenleadern zu begegnen, kann man das nun auch in Zürich tun.

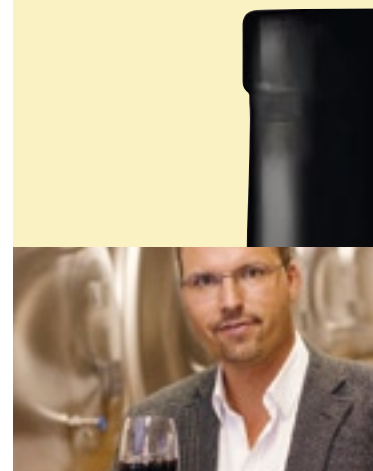
Besserer Überblick in der Schweiz

Im Zürcher «Dolder» findet die Symbiose zwischen dem Filmfest, das Spoerri zusammen mit Festivalleiterin Nadja Schildknecht 2005 gründete, und der Produktionsfirma Millbrook zu ihrer reinsten Form. Tagsüber wird übers Geschäft gesprochen, abends geht es zusammen an eine Filmpremiere, und bald trifft man sich am Verhandlungstisch: eine Art Hollywood im Kleinstformat. Nicht anders kam auch die Beteiligung von Millbrooks am bisherigen Vorzeigeprojekt «W» zustande: Zuerst lud man Regisseur Oliver Stone 2007 für einen Auftritt ans Festival ein, wenige Monate später kam man mit dem berühmten Filmers ins Geschäft.

Spoerri verbringt rund drei Monate im Jahr in Los Angeles. Trotz aller Elektrizität, die Hollywood ausstrahlt, kommt er jeweils gerne in die Schweiz zurück. In L. A., sagt Spoerri, gebe es wirtschaftlich nur zwei Welten: den Immobilienmarkt und die Unterhaltungsindustrie. «In Europa merkt man wieder, was auf der Welt sonst noch passiert.» Es mag damit zusammenhängen, dass sich das grosse geschäftliche Vorbild des Zürchers trotz allem in Europa, genauer in München, befindet. Spoerri ist begeistert von Constantin Film, einer der wenigen nichtamerikanischen Produktionsfirmen, die in Hollywood mithalten können: Eben eroberte «Resident Evil 4» Platz eins der US-Kino-Charts. Und auch in Deutschland ist die Firma mit Produzent Bernd Eichinger die Nummer eins: Auf jedem zweiten verkauften Kinoticket steht der Titel eines Constantin-Films.

An der Spitze des Münchner Hauses sitzt mit Bernhard Burgener ebenfalls ein Schweizer. Für die Millbrook Pictures hat er nur anerkennende Worte übrig: «Spoerri und Sterchi machen ihre Sache sehr gut», sagt Burgener, «sie haben das nötige Verständnis und die Leidenschaft. Und wie sich das Filmfestival trotz widriger Umstände durchsetzen konnte, ist bewundernswert.»

Die hohe Kunst der Kelterung. Aus dem Schaffhauser Blauburgunderland!



Peter Rahm, Weinkellerei Rahm AG, Hallau:
«Aus kalkhaltigem Terroir des Hallauer Südhangs. Feinfruchtig, finessenreich und vollmundig.»
Im Weinhandel, Rio, grossen Coop-Märkten, CC Prodega, CCA. CHF 15.90 (75cl)
www.weinkellerei-rahm.ch



www.blauburgunderland.sh

Ich bin dann mal draussen

Biken, klettern, rennen: Sport unter freiem Himmel ist die beliebteste Freizeitaktivität der Schweizer. Was treibt die Leute an? Und warum tragen sie ihre seltsame Outdoor-Bekleidung auch beim Tramfahren in der Stadt? Eine Typologie der bewegten Massen. *Von Franziska K. Müller und Jörg Dommel (Illustrationen)*



Der fahrbare Untersatz als Ersatz für jene Statussymbole, die man sich sonst nicht leisten kann.

Schweizerinnen und Schweizer mögen sportliche Betätigungen, die mit schicken Ausrüstungen und oft mit einer Lebenshaltung einhergehen, die wenig mit der Trägheit der unsportlichen Minderheit zu tun hat. Bewegung, frische Luft, Askese, Disziplin: Zwei von drei Schweizerinnen und Schweizern treiben mindestens einmal pro Woche Sport, vierzig Prozent dreimal wöchentlich. Das sind 200 000 Personen mehr als noch vor acht Jahren. Die Mehrheit ist zudem polysportiv veranlagt. Das heisst: Sie betreibt mehrere Sportarten.

Der Boom hat offiziell unpräzise Gründe. Die meisten geben an, Sport treiben sei gesund, sozial und mache Spass. Doch das ist nur die halbe Wahrheit.

Frust und blanker Kampfwille

Dass nicht in jedem gesunden Körper ein gesunder Geist lebt, bestätigen die Sportpsychologen. Dass der übergrosse Bewegungsdrang auch mit Eitelkeit, Frust und blankem Kampfwille zu tun haben kann, soll die Leistungen der Sportlichen nicht schmälern. Trotzdem

scheint es an der Zeit, die wirklichen Motivationen unter die Lupe zu nehmen.

Als der Mountainbike-Spezialist Thömus (Werbeslogan: «Haben Sie heute schon in sich investiert?») vor einem Jahr zu einer Produktschau auf einen Bauernhof einlud, strömten in drei Tagen 10 000 Besucher ins Berner Hinterland. Sie gaben durchschnittlich 3100 Franken pro Fahrrad aus und sorgten innert drei Tagen für einen Millionenumsatz. Rund 1,5 Millionen Schweizerinnen und Schweizer zwischen 15 und 74 Jahren fahren in ihrer Freizeit regelmässig Rad, es ist die beliebteste Bewegungsaktivität im Land. Geschätzte 500 000 Hobbysportler fallen in die Sparte «Mountainbike».

Strampeln im Familienverband

Der Mountainbiker unterscheidet sich vom normalen Radfahrer durch zwei Dinge: Er trägt eigenartige Kleidung. Und seinen fahrbaren Untersatz sieht er als Ersatz für jene Statussymbole, die er sich im übrigen Leben nicht leisten kann. Mit der Anschaffung eines nur wenige tausend Gramm schweren Gefährts, das über ein in Doppelkammer-Bauweise gefertigtes Kohlefaserchassis verfügt, sprengt er zwar vorübergehend das Familienbudget. Gleichzeitig trägt er zum Höhenflug des Schweizer Sporthandels bei, der pro Jahr einen Umsatz von rund zwei Milliarden Franken macht. Wenig später will die gleichberechtigte Partnerin des Mountainbikers ebenfalls ein ultraleichtes Modell der 120-Millimeter-Klasse, es trägt vorzugsweise den Namen «Spitzen-Racefully Ninety-Six».

Theoretisch könnte man nun gemeinsam über Stock und Stein preschen und die unwegsamsten Winkel des Landes erkunden. Allerdings: Wo ein erwachsener Biker ist, gibt es meist mehrere Mini-Biker. Der typische Mountainbiker bewegt sich gerne im Familienverband. So verlassen jedes Wochenende rund 100 000 Schweizer Familien das Haus in Lycra und Fleece. Auf den Köpfen sitzen windschnittige City-Helme – mit integrierter Positionsleuchte, Regen-Helmüberzug, verschliessbarer Belüftung und eingebautem Winterset für die kalte Jahreszeit. Zu viert trampelt man nun unfreudig in die Pedalen.

Früher flatterten die Kleider der velofahrenden Ausflügler im Wind, auf dem Gepäckträger war das juchzende Kind oder ein Picknickkorb mit Wein und selbstgebackenem Kuchen. Der Mountainbiker begnügt sich mit einem Schluck isotonischer Mixtur aus dem Bidon

und quält den Nachwuchs den staubigen Autostrassen entlang zum nahen Ausflugsort.

Seinen sportlichen Ehrgeiz erfüllt der Mountainbiker so nicht. Darf er bei seltenen Gelegenheiten allein auf eine Tour, nimmt er darum ultrasteile Bergstrecken in Angriff. Diese bezwingt er in verwackeltem Schrittempo, und vor unsinnigen Machtproben mit den ihm verhassten Autofahrern schreckt er bei der rasanten Abfahrt nicht zurück. Was dazu führt, dass der Mountainbiker zumindest in der Unfallstatistik einen Spitzenplatz einnimmt: Zusammen mit allen anderen Radfahrern verursachte er im Jahr 2007 21 900 Unfälle mit einer Schadenssumme von 155 Millionen Franken.

Extremes Image – wenig Risiko

Abgefrorene Gliedmassen, in die Tiefe stürzende Seilschaften, lebensbedrohliche Lungenödeme? Davon bleibt der Grossteil jener 100 000 Schweizer Kletterer verschont, die heute Erholung zwischen Geröllbrocken und kleiner werdenden Gletscherzungen suchen. Sie machen die neue Kategorie der sogenannten Plaisir-Kletterer aus.

Der gegenwärtige Boom rund um die Kletterlust der Schweizer ist einfach erklärbar: Indem man vor rund zwanzig Jahren damit begann, schwierige Passagen durch den dauerhaften Einsatz von Bohrhaken zu sichern, wurde aus der einst wagemutigen und gefährlichen Aktivität ein in seinen Risiken überschaubarer Breitensport mit Infrastrukturen bis auf die höchstgelegenen Gipfel.

Gleichwohl profitiert der Neokletterer vom gefährlichen und unverfälschten Image, das seiner Leidenschaft fälschlicherweise anhaftet, was einerseits den medial präsenten Ex-

tremkletterern und ihren haarsträubenden Unfällen, vor allem aber der Ignoranz der unsportlichen Zuhörer zu verdanken ist. Vom Trick mit den 100 000 Bohrhaken wissen die Stubenhocker im Tal nichts. Dass eine dreitägige Trekkingtour in die Eigernordwand heute mit «Halbpension» im Gasthaus oder in der Berghütte verbunden ist, entgeht ihnen ebenfalls.

So lauschen sie den Schilderungen des Heimkehrers auf jeden Fall so gebannt, als sei er von einem Himalaja-Trip zurückgekehrt. Anerkennung und Zugehörigkeit sind allen Kletterern wichtig, dies deutet der Psychologe Martin Venetz in seiner unveröffentlichten Dissertation an («Personenorientierte Analysen zum Phänomen der Felskletterer», Universität Zürich, 2010).

Von einem Beitritt zu einem der über 22 000 Sportvereine in der Schweiz hält der Kletterer

61 Prozent fühlen sich durch das selbstverursachte Gedränge in den Alpen «total gestresst».

nichts. Er ist lieber allein oder mit einem Kumpel unterwegs. Seine sportliche Aktivität führt ihn nicht stundenweise, sondern an mindestens zwanzig Tagen pro Jahr in die spärlich bevölkerten Regionen dieser Welt. Der typische Sportkletterer ist 37 Jahre alt, männlich und Single. Er verfügt über eine höhere Schulbildung, arbeitet in städtischem Umfeld und verdient anständig.

Während der hedonistische Vergnügungskletterer vor allem die Natur geniessen will und das Risiko scheut, zeichnet sich der selten anzutreffende Abenteuerkletterer dadurch aus, dass er die Kompetenzerweiterung sucht. Persönliche oder berufliche Unzufriedenheit kompensiert er überdurchschnittlich oft mit dem Neueröffnen einer Erstroute. Über die wahre Motivation seiner Leidenschaft gibt der Abenteuerkletterer ebenso ungern Auskunft wie der Vergnügungskletterer. Beide sprechen lieber von Flow-Erlebnissen, dem Einklang von Körper und Seele, dem Überwinden der eigenen Grenzen.

Superleichtes Erkennungszeichen

Die superleichten und sehr hippen «Mammut»-Ausrüstungen tragen sie als Erkennungszeichen ihrer Individualität auch an Werktagen im Tram. Das Outfit werden die Kletterer aber immer als Mittel zum Zweck sehen und nie als eitles Attribut einer vermeintlichen Subkultur, die in der Zwischenzeit als dermassen kauffreudig gilt, dass sie dem Sportdetailhandel einen jährlichen Umsatz von einigen hundert Millionen Franken beschert.

Vor anderen Begleiterscheinungen, die mit dem mittlerweile massentauglichen Hobby verbunden sind, kann auch der Neokletterer

die Augen nicht länger verschliessen: langes Anstehen am Wandfuss und auf Standplätzen, verursacht durch die hohe Anzahl an bergtauglichen Mitstreitern. Das ist der Erholung sowie dem ins Sperrige tendierenden Selbstbild eher abträglich. So fühlen sich heute ungefähr 61 Prozent aller Schweizer Bergtichtigen durch das selbstverursachte Gedränge in den Alpen «total gestresst».

Südschweiz, sportliches Brachland

Pro Jahr finden in der Schweiz 230 000 verschiedene Sportanlässe statt, darunter Grimpelturniere, Turnkränzli, Kompetitionen aller Art. Einzig die Gruppe der Jogger/Läufer musste lange Zeit auf den organisierten Wettbewerb mit Gleichgesinnten verzichten. Das änderte sich mit dem Aufkommen der Marathonläufe. Heute gibt es über zwei Dutzend Läufe mit Zehntausenden von Teilnehmern. Die meisten Anlässe existieren erst seit wenigen Jahren, aber kein anderer Sport-Event wird grosszügiger gesponsert, öffentlichkeitswirksamer ausgetragen und von mehr prominenten Fünfzigjährigen besucht, die ihrem vorzeitigen Ausscheiden aus Spitzenpositionen ein pickelhartes Training und sportiven Kampfwillen entgegenstellen.

Offensichtlich bestehen auch im Sport kulturelle Unterschiede. Im Tessin wird pro Jahr ein einziger Marathonlauf durchgeführt, und wer über das Internet zu näheren Informationen kommen möchte, landet unweigerlich bei einer Beiz, die «Il Grotto Ticinese» heisst. Dies ist eine Bestätigung der Statistiken: Sportlich betrachtet, ist die südliche Schweiz der faule Teil unseres Landes. In sämtlichen Sportdisziplinen sind ihre Bewohner – egal, aus welchem Milieu sie stammen – nur halb so ak-



Erholung zwischen Geröll und Gletscherzungen.



Die sorglose Monotonie des Dauerläufers.

tiv wie die Deutschschweizer, und die Zahl derjenigen, die ungeniert zugeben, nie nur einen einzigen Klimmzug fertigzubringen, ist im Süden (42 Prozent) doppelt so hoch wie in der Deutschschweiz (21 Prozent).

Abgesehen von den regionalen Unterschieden: Ob die Liebe zu oder die Abneigung gegen Ausdauersportarten wie Laufen oder Radfahren Auskunft über die Befindlichkeit eines Volkes gibt oder auf Charakterzüge und Abgründe beim Einzelnen hinweist, darüber zerbricht sich die Wissenschaft schon länger den Kopf. Mit unterschiedlichen Resultaten: Die einen sagen, der sorglosen Monotonie des Laufens liege eine meditative Kraft zugrunde, die anderen sehen den Laufdrang als Behandlung der Psyche durch sich selbst.

Reiche und Gebildete trainieren härter

Während sich die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer in allen Disziplinen sportlich betätigt, weil es ihnen nach eigenem Bekunden «Spas macht» und sie «gesund bleiben wollen», ist die Motivation des Langstreckenläufers subtiler. Die Spasskultur ist ihm zuwider, von anderen Oberflächlichkeiten hat er sich längst befreit. Er braucht keine Jacht, kein Pferd, keine Golfusrüstung, um seinen Status zu zelebrieren, denn er weiss: Nicht in der Sportart, sondern im Sportverhalten spiegeln sich soziale Unterschiede am deutlichsten. Gewohnt, Widerständen die Stirn zu bieten, stellt der Langstreckenläufer hohe Ansprüche an sich selbst. Er liebt es, auch

Die Spasskultur ist dem Läufer zuwider, von Oberflächlichkeit hat er sich längst befreit.

in der Freizeit über sich selbst – und alle anderen – hinauszuwachsen.

Je höher die Bildung und das Einkommen sind, desto mehr Sport wird in der Deutschschweiz getrieben. Während Bauern, Akkordarbeiter und Fabrikarbeiterinnen nach Feierabend selten das Bedürfnis nach einem Waldlauf verspüren, geben rund 47 Prozent derjenigen, die monatlich über 8000 Franken verdienen, an, pro Woche mehrmals und mehr als drei Stunden Sport in der freien Natur zu treiben. Die höchste Kadenz ist in den Kategorien «Jogging», «Laufen» und «andere Ausdauersportarten» zu finden.

Die Belohnung für monatelange Disziplin in ulkigen Outfits sind das Unterbieten seiner Bestzeit um zwei Sekunden sowie ein Stoffetzen mit einer aufgedruckten Zahl: die Startnummer für den Marathonlauf. Ein anderer Grund, wieso sich in den vergangenen Jahren ein wachsendes Heer diesem optisch zweifelhaften und bisweilen grausamen Spektakel aussetzt: Erst nach «Kilometer 35» setzt das Hirn Endorphine frei, die dem Langstrecken-



Der simple Charme von Gehstöcken.

läufer jene Glücksgefühle vermitteln, die er im übrigen Leben offenbar nur schwer findet.

Domäne der Frauen und Rentner

Beim Nordic Walking kann von einem regelrechten Siegeszug gesprochen werden. Das Erfolgsgeheimnis ist demografischer Natur: Viele Rentner – darunter auch solche, die nur so aussehen – lieben diese Sportart, und der Anteil an weiblichen Fans (sechzig Prozent) ist in dieser Disziplin gross. Optisch mögen die beiden Stöcke den simplen Charme von Gehhilfen verströmen. In Wirklichkeit handelt es sich beim Trendsport und seinen Gerätschaften um eine Philosophie, die sich nicht in zwei Sätzen erklären lässt.

Während wettkampforientierte Schweizer Sportler dazu beitragen, dass die Produktion von Medaillen, Wimpeln und Pokalen rund läuft – davon hängen rund 200 Arbeitsplätze ab –, tragen die unambitionierten, aber gewissenhaften Nordic Walker anderweitig zum Schweizer Arbeitsmarkt bei. Rund 100 000 Interessierte besuchten in den vergangenen Jahren ein entsprechendes Kursangebot (Wertschöpfung Sportschulen insgesamt: 130 Millionen Franken; 1580 Beschäftigte). So verbringen sie Stunden mit dem Erlernen des perfekten Diagonalschrittes, er soll für eine optimale Entlastung der Gelenke und eine Stärkung der Muskeln sorgen. Ebenfalls erfahren sie, dass der Kalorienverbrauch beim Gehen mit Stöcken doppelt so hoch ist wie ohne.

Die wichtigste Botschaft lautet allerdings: Bei Herz- und Kreislaufproblemen, rheumatischen Erkrankungen, lädierten Knie- und Hüftgelenken, Venenproblemen, Genickstarre und einem halben Dutzend weiterer Erkrankungen hilft das Training ebenfalls. Auch

präventiv. Während die Rekonvaleszenten und eingebildeten Kranken früher beim Aqua-Fitnessstraining oder bei der Gymnastik in der Turnhalle unsichtbar blieben, drängt die Nordic Walker in den vergangenen Jahren selbstbewusst in den öffentlichen Raum. In die Hände spielt den Angefressenen, dass mit ihrem *empowerment* keine örtlichen oder zeitlichen Einschränkungen verbunden sind: Die 22 000 Sportanlagen in der Schweiz lassen sie links liegen. Trainiert wird minuten- bis stundenweise auf Sand, Kies, Gras, Teppichen, Asphalt, Kopfsteinpflaster, Betonboden.

Anders als die Mehrheit der berufstätigen Sportaktiven, die über Mittag oder am Abend an der frischen Luft trainieren, beherrschen die Nordic Walker das Stadtbild bei jeder Witterung ab den frühen Morgenstunden: wenn sie durch ihre Siedlung laufen, Einkäufe erledigen, den Hund ausführen, die Kollegen im Café treffen. Immer mit dabei: bequeme Schuhe, North-Face-Rucksack und zusammenfügbare Teleskopstöcke mit Asphalt-Pads. Am Nachmittag sind sie meist nirgends zu sehen. Sie sammeln Kräfte beim Mittagsschlaf oder in sonstigen Mussestunden, um ihre sportliche Tätigkeit in den Abendstunden fortzusetzen. Hochkonzentriert, damit die komplizierte Koordination von Armen und Beinen nicht durcheinandergerät, bahnen sie sich den Weg am liebsten bei Stosszeiten durch die erschöpften Werkstätigen. Dabei wirkt ihre skurrile Tätigkeit offenbar sehr ansteckend: Das selbstbewusste Laufen mit und manchmal auch ohne Stöcke (Walken) ist innerhalb von wenigen Jahren zur zweitbeliebtesten Schweizer Sportart mit rund 1,3 Millionen Aktiven geworden.

You will never walk alone.

Zehn Gründe gegen den Frieden

US-Präsident Barack Obama will im Nahen Osten ein Abkommen durchsetzen. Doch er wird die Hindernisse auf dem Weg zur Lösung des Nahostkonflikts nicht überwinden können. Denn: Weder die Israelis noch die Palästinenser wollen diesen Vertrag wirklich. *Von Pierre Heumann*



Traumatische Erinnerungen: Strand von Tel Aviv.

Über die Lösung des Nahostkonflikts besteht seit Jahren ein breiter Konsens: Die Palästinenser sollen ihren eigenen Staat erhalten. Zu diesem Prinzip hat sich auch Israels Regierungschef Benjamin Netanjahu bekannt. Aber zentrale Fragen wie der künftige Grenzverlauf, der Status von Jerusalem, das Rückkehrrecht palästinensischer Flüchtlinge oder die Zukunft der Siedlungen bleiben umstritten. Die Probleme bleiben unlösbar, weil der Frieden weder für die Israelis noch für die Palästinenser oberste Priorität hat. Nachfolgend die zehn Hindernisse, die der Lösung im Weg stehen:

1—Wirtschaftsboom ohne Frieden

Noch in den neunziger Jahren wurde die Lösung des Palästinenserkonflikts als eine wesentliche Voraussetzung für künftiges Wirtschaftswachstum angesehen. Doch unterdessen haben die Israelis erkannt, dass ein Boom auch ohne Frieden möglich ist. Die israelische

Ökonomie läuft auf Hochtouren, und Nobelpreisträger Paul Krugman lobte kürzlich Israel als eine der wenigen volkswirtschaftlichen Erfolgsgeschichten dieser Zeit. Israel gehört zum kleinen Kreis der Industrieländer, die die Krise gut überstanden haben. Konjunkturpro-

Das Leben in Tel Aviv und Haifa ist auch ohne Abkommen so sicher wie in Zürich oder Bern.

gramme waren nicht nötig. Das Wachstum liegt bei knapp fünf Prozent, die Arbeitslosigkeit sinkt, die Exporte legen zu, die Auslandsinvestitionen sind ungebrochen hoch, die Stimmung an der Börse ist gut, die Tourismusbranche verzeichnet neue Rekorde, und der Finanzminister hat den Staatshaushalt im Griff. Nur wenig Währungen sind derzeit so stark wie der israelische Schekel.



Bemühungen: Abbas, Netanjahu, Obama.



Ungewisse Zukunft: Siedlung bei Jerusalem.

2—Keine Friedensdividende

Ein Friedensabkommen mit den Palästinensern würde die Ökonomie kaum zusätzlich beflügeln. Israel könnte die Verteidigungsausgaben bis auf weiteres nicht reduzieren. Auch gäbe es wenig Möglichkeiten, mit arabischen Ländern Handel zu betreiben. Gemeinsame Infrastrukturprojekte mit Jordanien oder Ägypten, von denen in den neunziger Jahren geschwärmt wurde, haben sich nicht realisiert, obwohl Israel mit beiden Ländern einen Friedensvertrag abgeschlossen hat. Die Spekulation auf eine Friedensdividende bleibt deshalb riskant.

Der Abschluss eines Friedensvertrags wäre für Israel mit erheblichen Kosten verbunden, weil ein grosser Teil der Siedler die Westbank verlassen müsste. Mindestens 150 000 Bürger wären zu entschädigen. Neue Wohnungen im israelischen Kerngebiet müssten für sie auf Staatskosten gebaut werden. Die Kosten für zivile Infrastrukturprojekte werden von Öko-

nomen in Tel Aviv auf mehrere Milliarden Dollar geschätzt. Zudem müsste die israelische Armee nach dem Rückzug aus der Westbank neue Stellungen entlang der ausgehandelten Grenzen errichten. Selbst wenn die Vereinigten Staaten und die EU einen Teil finanzieren sollten, würde das israelische Budget stark belastet und die Staatsverschuldung erhöht.

3—Sieg über den Terror

Seit mehr als zwei Jahren gibt es in den israelischen Städten keine Selbstmordattentate mehr. Das Leben in Tel Aviv, Haifa oder Beerseba ist auch ohne Friedensvertrag so sicher wie in Zürich oder Bern. Die Armee und die Polizei bleiben zwar auf der Hut. Aber die Zeiten, als Autobusse in die Luft flogen oder Bomben in Cafés explodierten, sind in Israel nur noch traumatische Erinnerungen.

Der Sieg über den Terror hat mehrere Gründe. Erstens ist der Sicherheitszaun zwischen der Westbank und dem israelischen Kernland ein Hindernis für Infiltranten. Palästinenserpräsident Machmud Abbas geht zweitens, mit US-amerikanischer und israelischer Unterstützung, systematisch gegen radikale Gewalttäter vor. Israel kann sich im Kampf gegen die Gewalt auf palästinensische Kollaborateure abstützen. Wird auf der Westbank oder im Gazastreifen ein Angriff auf israelische Zivilisten vorbereitet, können palästinensische oder israelische Sicherheitskräfte rechtzeitig eingreifen und Terroristen vor der Tat festnehmen.

4—Rückzug ins Private

Für die meisten Israelis hätten Fortschritte im Friedensprozess keine Priorität, sagt die Tel Aviver Meinungsforscherin Tamar Hermann. Sie ziehen sich ins Private zurück und überlassen die Politik den Interessenvertretern der Siedler. War es in Israel einst eine Selbstverständlichkeit, sich alle dreissig Minuten über das Neueste aus der Politik und über die aktuelle Sicherheitslage zu informieren sowie sich für den Staat zu engagieren, gilt das Hauptinteresse vieler Bürger heute ganz anderen Themen: Wo verbringe ich die nächsten Ferien, wie entwickeln sich die Börsenkurse, und wann platzt die Immobilienblase?

All das beschäftigt viele Bürger mehr als die Zukunft des Friedensprozesses. Die grossen Zeitungen haben auf die neuen Präferenzen reagiert. Sie haben die politische Berichterstattung reduziert und bieten stattdessen mehr Wirtschaft, Börse, Lifestyle und Kulturelles.

5—Irrelevanz des Friedenslagers

Als die Friedensverhandlungen vor zehn Jahren wegen unüberbrückbarer Differenzen beim Recht auf Rückkehr scheiterten, griffen die Palästinenser zur Gewalt und lancierten die zweite Intifada. Eine Niederlage fürs Friedenslager gab es auch nach den einseitigen

Rückzügen Israels aus dem Südlibanon und aus dem Gazastreifen. Statt fortan auf harmonische Koexistenz zu setzen, antwortete die Hisbollah im Norden und die radikalislamische Hamas im Süden mit Raketenangriffen auf Israel.

Es gibt deshalb keine kritische Masse, die sich in Israel für eine politische Lösung des Nahostkonflikts starkmacht. Friedensaktivisten sind Einzelmasken, denen von der Mehrheit der Bevölkerung Naivität vorgeworfen wird. Die Linke kann nur noch auf das Prinzip Hoffnung setzen, nachdem sie meh-

Kein Politiker ist charismatisch genug, um die Bürger auf den Frieden einzuschwören.

rere Schlappen hat einstecken müssen. Wiederholt hat Israel versucht, mit Konzessionen den Konflikt zu lösen, und jedes Mal fiel die Reaktion der Palästinenser martialisch aus. Vor zehn Jahren hatte sich zum Beispiel der damalige Premierminister Ehud Barak bereit erklärt, in grossen Teilen der Westbank und des Gazastreifens einen palästinensischen Staat als Partner zu akzeptieren und die Hauptstadt Jerusalem zu teilen. Zusätzlich zu territorialen Zugeständnissen der Israelis bestand Jassir Arafat aber auf dem Recht palästinensischer Flüchtlinge, ins heutige Israel zurückkehren zu dürfen.

Auch wenn sich nur ein Teil für diese Option entscheiden würde: Israel und seine sieben Millionen Einwohner könnten die Zuwanderung weder demografisch noch wirtschaftlich verkraften. Barak lehnte ab, und Arafat lancierte die zweite Intifada.

6—Tiefes Misstrauen

Zwei Nachbarn haben Israel zwar offiziell anerkannt und einen Friedensvertrag unterschrieben: Ägypten und Jordanien. Doch dieser habe nur Bestand, solange die Militärs in Amman und in Kairo die Regimes unterstützen. Die Israelis fragen bange: Was geschieht, wenn dort Islamisten an die Macht kommen, für die der Widerstand gegen Israel die Dimension eines Heiligen Krieges hat?

7—Der radikale Islam

Selbst nach einem vollständigen Rückzug aus den besetzten Gebieten würde der Frieden nicht ausbrechen. Jüdische Souveränität im Orient könnten Muslime nicht akzeptieren, weil Palästina laut Islam heilige muslimische Erde sei, heisst es bei der Hamas. Muslime würden es deshalb geradezu als religiöse Pflicht betrachten, das Land den Juden wegzunehmen, fürchten viele Israelis. Im islamischen Weltbild habe ein Staat wie Israel nicht nur keinen Platz, sagen sie. Er werde sogar als Gotteslästerung aufgefasst. Weil die radikale Strö-

mung in Gaza, aber auch in der Westbank zahlreiche Anhänger hat, lassen sich Friedensskeptiker nicht umstimmen.

8—Iran ist gefährlicher

Längst wird in Israel der Konflikt mit den Palästinensern nicht mehr als strategische Bedrohung aufgefasst. Gefährlicher ist die Entwicklung in der Islamischen Republik. Denn die atomare Aufrüstung im Iran verändert die Kräfteverhältnisse im Nahen Osten. Teherans Einfluss reicht bis an die Grenzen Israels: Die Ajatollahs unterstützen im Libanon die Hisbollah, im Gazastreifen die Hamas. Die Hisbollah hat mehrere 10 000 Raketen auf Israel gerichtet, und die Hamas rüstet ebenfalls pausenlos auf. Eine Lösung des Konflikts mit den Palästinensern würde diese Bedrohungspotenziale allerdings nicht ausschalten. Somit verliert der Friedensprozess mit den Palästinensern nicht nur an Dringlichkeit. Er bringt auch erhebliche Sicherheitsrisiken mit sich, sollte Israel zum Beispiel auf die Westbank oder auf die Golanhöhen verzichten.

9—Spaltung der Palästinenser

Selbst wenn sich die israelische Regierung mit Palästinenserpräsident Machmud Abbas auf einen Friedensvertrag verständigen sollte: Das Abkommen wäre nur für die Westbank verbindlich. Die Hamas, die im Gazastreifen an der Macht ist, will von einer Versöhnung mit Israel nichts wissen. Die Friedensbemühungen bleiben deshalb Stückwerk.

10—Fehlende Integrationsfigur

Der Schlüssel zur Lösung des Nahostproblems liegt indessen nicht nur in der Westbank, im Gazastreifen oder in Teheran, sondern auch in Jerusalem. Israels Zersplitterung der innenpolitischen Kräfte ist aber ein chronisches Dauerhindernis beim Versuch, den Nahostkonflikt zu lösen. Die politische Landschaft ist so instabil, dass in den vergangenen sechs Jahrzehnten die durchschnittliche Lebensdauer einer Regierung weniger als zwei Jahre betrug. Lediglich zwei Regierungen gelang es, während der im Gesetz vorgesehenen Periode von vier Jahren an der Macht zu bleiben.

Nicht nur die Kurzlebigkeit der Kabinette ist ein tödliches Gift für jeden Versuch, den komplexen Nahostkonflikt zu lösen. Auch die Zusammensetzung der jeweiligen Koalitionsregierungen steht Fortschritten im Friedensprozess im Wege. Nationalreligiöse Gruppen, Vertreter von Siedlern und Nationalisten drohen mit Austritt aus der Regierung, sobald Konzessionen an die Palästinenser diskutiert werden. Kein Politiker in Jerusalem ist derzeit charismatisch genug, um die Bürger auf den Frieden einzuschwören und Kompromisse innenpolitisch durchzusetzen, aus Angst, die Koalition zu gefährden. Strategische Weitsicht hat keinen Platz. ○

Verzögerte Kapitulation

Keine Strategie, wenig Führungsstärke und eine zerstrittene Regierung: Das neue Buch des Enthüllungsjournalisten Bob Woodward über US-Präsident Barack Obama und den Afghanistan-Krieg liefert akribische Gegenwartsgeschichte und eine sehr nüchterne Diagnose. *Von Urs Gehrig*



«Okay»: Präsident Obama (l.) bei einer Besprechung im «Situation Room».

Als Barack Obama ins Oval Office einzog, stand dort eine Büste Winston Churchills. Tony Blair hatte sie nach 9/11 als Zeichen britisch-amerikanischer Bruderschaft nach Washington geschickt. Obama fühlte sich in der Gegenwart des Kriegspremiers offensichtlich nicht wohl und schickte «Winston» zurück nach London.

Nach der Lektüre von Bob Woodwards Buch erscheint Obamas damalige Geste sinnbildlich für seine Rolle als Commander in Chief. Der aussenpolitisch unerfahrene US-Präsident, der von seinem Vorgänger zwei Kriege erbt, lässt jene Qualitäten vermissen, die Churchill zum exquisiten Staatschef machten: Zähigkeit, Führungsstärke und Opferbereitschaft.

Mit «Obama's Wars» präsentiert Watergate-Enthüller Woodward, 67, ein weiteres bemerkenswertes Exempel akribisch aufgezeichnete Gegenwartsgeschichte. Im Zentrum steht die monatelange Suche nach einer neuen Afghanistan-Strategie. Das Werk basiert auf Protokollen von über zwei Dutzend geheimen Sitzungen, fast vierzig privaten Gesprächen zwischen Obama und Kabinettsmitgliedern, Beratern und Geheimdienstlern sowie Interviews mit rund hundert involvierten Personen.

Die heisse Phase beginnt im Sommer 2009. Die Nachrichten aus Afghanistan sind schlecht. Acht Jahre bereits dauert der Krieg. Es fallen mehr Soldaten als je zuvor. Obama hat Afgha-

nistan zur zentralen Front gegen islamistische Terroristen erklärt. Er will seine Sache gründlich machen und zu diesem Zweck möglichst viele Meinungen einholen. Niemand solle «sich auf die Zunge beißen», verlangt Obama beim ersten Treffen im unterirdischen «Situation Room». Doch es wird schnell klar, dass Obama selbst ein oberstes Ziel verfolgt: Er will den Krieg möglichst schnell beenden.

In der Öffentlichkeit gibt sich der Präsident entschlossen: «An die Adresse der Terroristen habe ich eine Nachricht: Wir werden euch zerstören.» Hinter verschlossenen Türen aber ist jeder Hauch von churchillscher Zähigkeit verflogen. Nichts von «Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß». Kein «We shall never surrender».

Stattdessen drängt Obama seine Berater, eine Eskalation zu vermeiden. «Ich will eine Exit-Strategie», verlangt er von seinen Generälen. Doch diese liefern nicht. Um das Blatt auf den Schlachtfeldern zu wenden, würden sie 40 000 Soldaten brauchen, sagen sie. Nur so könne man – wie im Irak – einen Antiguerilla-Kampf führen, der den Schutz und die Einbeziehung der Bevölkerung zum Ziel haben soll.

«Obama's Wars» fokussiert auf den «Krieg» innerhalb der Regierung. Er verläuft entlang verschiedenen Fronten, zwischen Zivilisten und Militärs, aber auch unter ihnen. Dass Kraftausdrücke fallen («Wasserfloh», «egoisti-

scher Bastard», «Motherfucker»), die nach Publikation des Buches für Schlagzeilen sorgten, ist nicht dramatisch. Bemerkenswert ist, dass Monate harter Gespräche innerhalb der Regierung keine Klärung bringen. Bis zum Schluss ringt sie mit den elementarsten Fragen über den Krieg: Was ist die Mission? Was versuchen wir zu tun? Was funktioniert überhaupt?

So tief ist das Misstrauen, dass Obama schliesslich seine eigene Strategie entwirft. Es ist ein Kompromiss: Den Militärs gewährt er 30 000 Soldaten. Dafür beharrt er auf einer Deadline: Im Juli 2011 soll mit dem Abzug begonnen werden. Egal, wie sich die Situation dann gestalten wird.

Angst vor der «Vietnam»-Falle

Nach dem Grund für den fixen Abzugstermin gefragt, erklärt Obama: Ein Fahrplan sei notwendig, weil er «nicht die ganze Demokratische Partei» verlieren könne. Obama ist nicht bloss von dieser Angst getrieben. Aus den Aufzeichnungen spürt man, wie während der Geheimtreffen das Gespenst von Vietnam spukt. Vizepräsident Biden, der die Mission auf die Jagd nach Al-Qaida-Exponenten reduzieren wollte, warnte den Präsidenten bis zum Schluss vor einer Truppenaufstockung, die «uns in die Vietnam-Falle» tappen lassen würde.

Kritiker, besonders jene aus Obamas eigener Partei, werfen dem Präsidenten genau das vor. Er habe dieselben Fehler wie Präsident Johnson in Vietnam gemacht. Er hätte den Krieg abbrechen müssen. Interessanterweise hat selbst in der disparaten Koalition niemand diese Option je in Erwägung gezogen. Bereits beim zweiten Treffen warf der Präsident die Frage in die Runde: «Gibt es jemanden hier, der denkt, wir sollten Afghanistan verlassen?» Alle schauten den Präsidenten verdutzt an. «Okay», sagte Obama, «da wir das nun geklärt haben, machen wir uns an die Arbeit.»

Das Resultat ist eine Strategie mit Ablaufdatum. Mit der Nennung eines Abzugstermins beging Obama einen kapitalen Fehler. Man kann sich ausmalen, mit welchem Triumphschreien in den Taliban-Verstecken und Al-Qaida-Höhlen gefeiert wurde, als am 1. Dezember 2009 der Präsident verkündete: «Wir werden jetzt noch einmal richtig auf den Putz hauen, aber bald ziehen wir ab.» Verzögerte Kapitulation könnte man das auch nennen.

Bob Woodward: Obama's Wars. Simon & Schuster. 441 S.

Na und?

Die Hysterie über den Einzug der «fremdenfeindlichen» Schwedendemokraten ins Parlament lenkt vom Wesentlichen ab. Dank konservativer Regierung ist Schweden wirtschaftlich topfit. Nun bietet sich ein Bündnis mit den Grünen an, das zum Vorbild für Europa werden könnte. *Von Mikael Krogerus*

Es war kein einfaches Jahr für Schweden. Die Nationalmannschaft qualifizierte sich nicht für die WM, der oberste Polizeichef entpuppte sich als Massenvergewaltiger, die Königstochter heiratete einen Fitnesstrainer – und bei der Reichstagswahl marschierten die rechten Schwedendemokraten mit 5,7 Prozent ins Parlament. Die um politische Korrektheit bemühten Schweden waren «geschockt», internationale Medien zeigten sich besorgt, die NZZ etwa verstieg sich zu der Behauptung, die Schwedendemokraten füllten mit ihrer «xenophoben Kraft» eine «inhaltliche Lücke».

Bei Licht betrachtet, erscheint die Aufregung übertrieben. Was ist passiert? Die Sozialdemokraten erzielten das schlechteste Ergebnis seit 96 Jahren, die Grünen legten zu, die Konservativen mit ihrem Premier Fredrik Reinfeldt wurden bestätigt. In der Summe reichte es aber weder für eine konservative Koalition noch für ein rot-rot-grünes Bündnis, weil die Schwedendemokraten es deutlich über die Vier-Prozent-Hürde schafften. Na und?

Überraschend an der Tatsache, dass Rechtspopulisten im Reichstag sitzen, ist nur, dass es erst jetzt passiert ist. Schweden hat seit den 1920ern eine hartnäckige, wenn auch zahlenmässig überschaubare rechtsnationale Tradition. Die rund 300 000 Wähler der Schwedendemokraten sind mehrheitlich jüngere Männer mit niedrigem Bildungsstand aus der süd-schwedischen Landbevölkerung, die bislang gar nicht oder aus Gewohnheit sozialdemokratisch gewählt haben, wie eine Untersuchung des Politikwissenschaftlers Henrik Oscarsson ergab.

Diese jungen Männer haben, wenn man so will, ihr Stück vom Kuchen nicht abbekommen. Die Arbeitslosigkeit macht ihnen zu schaffen, sie fürchten um ihre soziale Existenz. Fremdenfeindlichkeit ist nicht die Hauptmotivation dieser Wählergruppe. Es ist eher das diffuse Gefühl, mit dem zackig-neoliberalen Kurs der Regierung nicht Schritt halten zu können, und eine Sehnsucht nach dem wohligen Versorgungsstaat früherer Jahre, die sie zur Wahlurne trieben. Die Versprechen der Schwedendemokraten sind im Kern sozialdemokratisch («Wir werden den Kleinen helfen...»), garniert mit einer fremdenfeindlichen Hilfskonstruktion («...denen es so schlecht geht wegen der Überfremdung»).

Die öffentliche Dauererregung über eine angeblich wachsende Fremdenfeindlichkeit in Schweden ignoriert die Tatsache, dass die

grösste Ausländergruppe im Land die überangepassten Finnen sind. Die Hysterie vergisst zudem die beiden wichtigsten Ergebnisse der Wahl: Das grotesk schlechte Abschneiden der Sozialdemokraten und die historische Chance, dass Grüne mit Konservativen koalieren könnten. Die Sozialdemokraten erwiesen sich als amateurhafte Oppositionspolitiker, konnten sich weder mit der Finanzkrise noch in Integrations- oder Klimafragen profilieren. Sie leiden am grossen Strukturwandel der letzten vierzig Jahre, in denen die klare Aufteilung in Arbeitnehmer (Sozialdemokraten), Angestellte (Volkspartei), Grossgrundbesitzer (Konservative) und Bauern (Christdemokraten) sich auflöste. Herausgebildet hat sich eine in Agglomerationen wohnende Mittelklasse – ohne Anknüpfung an Parteien.

Sozialdemokratischer Korruptionsfilz

Die Einzigen, die angemessen reagierten, waren die Konservativen, die seit 2006 dank ihres pragmatischen Finanzministers Anders Borg das Land sicher steuern. Das schwedische Wachstum wird 2010 deutlich über dem OECD-Schnitt liegen, und es sieht so aus, als würde kein Industrieland in die Nähe der schwedischen Werte kommen. Auch haben die Konservativen den sozialdemokratischen Korruptionsfilz entfernt und die Steuern auf ein

vernünftiges Niveau gebracht, ohne den Sozialstaat an die Wand zu fahren. Falls zutrifft, was der Volksmund sagt, nämlich dass die Schweden sich von ihrer Regierung lieber einen vernünftigen Haushalt als eine charismatische Führung wünschen, hat der etwas dröge Pragmatiker Reinfeldt diese Erwartung mit Bravour erfüllt. Für eine Mehrheitsregierung allerdings reicht es nun nicht mehr.

Berichterstatter faselten in den vergangenen Tagen von der Rechtspartei als «Zünglein an der Waage». Dabei bietet sich ein Bündnis an, das zum Vorbild für Europa werden könnte: eine Koalition der Konservativen mit der sogenannten Umweltpartei. Anders als die mitteleuropäischen Grünen sind die schwedischen in Wirtschaftsfragen liberaler eingestellt. Man darf gespannt sein, ob Ministerpräsident Reinfeldt die Bedingungen der Grünen für eine Koalition akzeptiert: keine AKW-Neubauten, Anhebung der Benzinsteuern, Investitionen in den öffentlichen Verkehr und Korrekturen in der Gesundheitsreform.

Eine grün-konservative Koalition würde die Tradition klassisch skandinavischer Tugenden – Frauen in Schlüsselpositionen, geringe soziale Ungerechtigkeit, kluger Haushalt, unaufgeregter Umgang mit Einwanderern, zurückhaltende Aussenpolitik – um eine neues, zukunftsweisendes Kapitel ausbauen. ○



Sicher am Steuer: Premierminister Reinfeldt.



Zugelegt: Grüne Eriksson und Wetterstrand.

«Wut, Enttäuschung, Trauer»

Sechs Jahre lang war Peter Wuffli erfolgreicher Chef der UBS, dann ereilte ihn dasselbe Schicksal wie seinen Vater drei Jahrzehnte zuvor bei der Credit Suisse: Er wurde entlassen. Mit einem Buch über Ethik meldet er sich jetzt zurück. Von Carmen Gasser, René Lüchinger und Oliver Bartenschlager (Bild)

Herr Wuffli, Sie waren bis 2007 Konzernleiter der UBS, die nachher in Schieflage kam. Ehrlich: Was haben Sie falsch gemacht?

Heute würde ich die Wachstumsdynamik im Investmentbanking, vor allem im festverzinslichen Bereich, stärker hinterfragen. Ich würde auch die Bilanzsteuerung anders machen und absolute Bilanzgrößen in Betracht ziehen. Wir haben die Bilanz stark nach Risikogewichtung geführt und auf vermeintlich risikolose Positionen gesetzt, weil sie verbrieft und damit gedeckt waren. Ich würde mich weniger auf Rating-Agenturen, interne und externe Spezialisten abstützen.

Wie war es möglich, dass keiner die Risiken der Verbrieftung gesehen hat?

Niemand hat damit gerechnet, dass eine ganze Vermögensklasse von Papieren, die hohe Kredit-Ratings aufwiesen, innert kürzester Zeit illiquide werden konnte. Das hat es vorher noch nie gegeben. Auf ein solches Szenario war man daher nicht vorbereitet. Das zweite Ereignis war, dass ein gutes Jahr später Lehman Brothers Konkurs machte, was den Interbanken-Markt zum Erliegen brachte.

Ihr Fehler war, dass Sie dem UBS-Investmentbanker John Costas erlaubt hatten, einen eigenen Hedge-Fund in der UBS, aber ausserhalb der Investmentbank aufzubauen, der gleiche Positionen führte wie der Zinsbereich der Investmentbank und dann mit grossen Verlusten eingestellt wurde.

Es ist kein Erfolg geworden. Auch wenn die Stossrichtung stimmte, Eigenhandelsrisiken zu reduzieren. Wir haben uns im Nachhinein intensiv bemüht, daraus zu lernen. Wir haben Konsequenzen gezogen, personell, technisch und organisatorisch. Ich war damals der Meinung, und ich glaube, das trifft auch auf meine Kollegen zu, dass wir diese Episode einigermaßen bewältigt hatten. Von der Finanzkrise war zu diesem Zeitpunkt noch nichts sichtbar.

Es heisst, dass John Costas Ihren Job wollte und Sie ihn deshalb mit einem eigenen Hedge-Fund ruhigstellen wollten.

Das trifft nicht zu. Weiter gehe ich nicht darauf ein, da es Interna der Bank betrifft, die nicht an die Öffentlichkeit gehören.

Was war der Grund für Ihren Abgang?

Ich war an der VR-Sitzung im Juni 2007 in Valencia nicht dabei, als meine Nichtbeförderung zum Präsidenten beschlossen

wurde. Ich weiss bis heute nicht, welche Rolle die Auflösung von Dillon Read Capital Management gespielt hat. Für mich war das als Grund nicht sehr plausibel. Das Projekt wurde damals mit einem Nachsteuerverlust von rund 200 Millionen Franken kalkuliert. Das sehe ich im Verhältnis zu einer unter meiner Führung erzielten Gewinnsteigerung in fünf Jahren von fünf auf zehn Milliarden Franken.

Die Trennung ist nicht auf die Hedge-Fund-Problematik zurückzuführen?

Das weiss ich bis heute nicht.

Wie ist Ihr Verhältnis zum damaligen Präsidenten Marcel Ospel?

Ich habe keinen Kontakt mit ihm.

Gab es Anzeichen, dass Sie würden gehen müssen?

Im Gegenteil. Noch wenige Wochen zuvor wurde mir bestätigt, dass die Nachfolgeregelung so bleiben würde. Die Dillon-Read-Auflösung war damals bereits beschlossen.

Sie hätten Ospels Nachfolger werden sollen.

Ja. Ich sollte VR-Präsident und Marcel Rohner CEO werden. Marcel Ospel hatte mich 2003 darauf angesprochen, dass ich seine Nachfolge übernehmen sollte.

Wie erklären Sie sich dieses Verhalten?

Ich kann darüber nur mutmassen. Es gab damals personelle Veränderungen im VR.

Wie haben Sie die Zäsur verkräftet?

Für mich war es ein Schock. Es kam aus heiterem Himmel. Ich hatte sehr vielschichtige Gefühle, Wut, Enttäuschung, Trauer. Nach einer Verdauungsperiode war es aber auch die Chance, mit fünfzig Jahren noch einmal etwas anderes zu tun. Ich konnte mich vermehrt der Philanthropie widmen und mich stärker in meiner Stiftung engagieren, die ich mit meiner Frau schon vorher gegründet hatte, oder eben ein Buch schreiben.

Jetzt publizieren Sie ein Buch über Ethik.

Wurden Sie unethisch behandelt?

Das Vorgehen war sicher stilllos. Und es war persönlich verletzend. Nicht die Tatsache, dass ich nicht VR-Präsident geworden bin. Mit dem hätte ich umgehen können. Sondern die Tatsache, dass man so eine Entscheidung abrupt traf, ohne das Gespräch zu suchen und ohne Hintergründe oder Lösungen aufzuzeigen. Ich habe damals von keinem der Verwaltungsräte, mit Ausnahme des Präsidenten, irgendein Zeichen erhalten, weder schriftlich noch mündlich. Dabei habe ich mit einigen von ihnen während 14 Jahren eng zusammengearbeitet.

Das Buch ist eine Art Therapie für Sie?

Ich habe das Buch aus einer Passion für das Spannungsfeld von Freiheit und Ethik geschrieben, die in meine Studienzeit zurückreicht. Selbstverständlich haben mich dabei die praktischen Erfahrungen der letzten Jahre und die Entwicklung der UBS nach meinem Rücktritt beschäftigt. Es ging mir darum, einen Diskussionsbeitrag zu Fragen zu verfassen, die alle etwas angehen.

Ihr Vater stolperte 1977 über den «Chiasso-Skandal». Ihnen ging es ähnlich. Hadern Sie manchmal mit dem Schicksal?

Dieses Ereignis hat bei mir als damals Zwanzigjährigem tiefe Spuren hinterlassen. Es hat dazu beigetragen, dass ich immer eine gewisse innere Distanz zu beruflichem Erfolg hatte. Das trifft auch auf meine Frau zu. Wir haben uns beide bemüht, unseren Lebensstil mit dem beruflichen Aufstieg nicht zu verändern. Auch weil wir schon damals wussten, dass eine berufliche Spitzenposition plötzlich weg sein kann. Wir sind nie umgezogen, haben immer Beziehungen mit den gleichen Nachbarn gepflegt.

In Ihrem Buch heisst es, dass nach der Entlassung Ihres Vaters Bekannte die Strassenseite wechselten. Ging es Ihnen ähnlich?

Nein. Ich war schon während meiner Zeit in der Bank in anderen Gebieten tätig, so im Verwaltungsrat des Opernhauses oder als Vizepräsident der Lausanner Management-schule IMD. Zudem haben wir die Stiftung gegründet, und ich war als Mitgründer und Präsident des Vereins «Freunde der FDP» in der Politik aktiv. Als Folge davon hat eine Reihe von Kontakten meine Karriere in der Bank überdauert. Ich habe mich auch auf gute, enge Freunde verlassen dürfen und auf meine Familie. Diese ist in so einem Fall absolut zentral. Die gesellschaftlichen Plattformen, zu denen man dann nicht mehr eingeladen wird, haben mir nie viel bedeutet.

Sie haben nie Heiratspolitik betrieben.

Ja genau. (Lacht).

Was unterscheidet den Peter Wuffli von 2005 vom Peter Wuffli von 2010?

Ich bin kein anderer Mensch geworden. Auch während meiner Zeit bei der UBS habe ich mich bemüht, mich nicht über meine berufliche Position zu definieren. Heute schätze ich die grössere Kontrolle über meinen Terminkalender. Im Übrigen muss nicht mehr alles wie früher gross und schnell sein, sondern es geht auch – etwa bezüglich der



«Das Vorgehen war sicher stillos»: Banker und Autor Wuffli.

Projekte unserer Stiftung – kleiner und langsamer.

Finden Sie heute, aus ethischer Sicht, die hohen Managergehälter verfehlt?

Woran wir gearbeitet haben damals, zuerst im Bankverein, danach in der UBS, das war eine unternehmerische Aufgabe. Ich hatte deshalb nie ein schlechtes Gewissen, letztlich so viel zu verdienen, wie ich verdient habe, solange es der Bank gutging und sie erfolgreich war. Es war mir klar, dass wir in einem sehr günstigen Umfeld tätig waren. Als es der Bank schlechtging und die Situation sich änderte, habe ich auch entsprechend reagiert. Ich habe freiwillig auf zwölf Millionen Franken verzichtet.

Sie bewiesen gutes Timing...

Einen Teil hatte ich schon zurückgegeben, als es in der Presse noch keine solchen Anforderungen gab, es sich aber abzeichnete, dass die Bank kein Geld mehr verdiente. Als ich zurücktrat, hatten wir ein Rekordergebnis veröffentlicht. Es war für mich klar, dass ich nicht von Zahlungen aufgrund einer vertraglichen Regelung profitieren wollte, die auf der Basis von Gewinnen kalkuliert wurde, die es nicht gab.

Wie viel Geld haben Sie verloren?

Ich habe rund die Hälfte meines Vermögens verloren, von dem ein grosser Teil in gesperrten UBS-Aktien investiert war. Darauf habe ich Steuern bezahlt.

Stehen Sie heute noch voll hinter dem Bankkundengeheimnis?

Meine Frau und ich haben nach unserem Wissen nie einen Franken Steuern hinterzogen und in einer nicht billigen Zürcher Gemeinde immer sehr viel Steuern bezahlt. Ich bin rigoros steuerhürlich. Es entspricht aber auch der liberalen Ethik, dass ich Mühe habe, wenn Staaten ihre Steuern mit finanzpolizeilichen Methoden einfordern und auf dem «gläsernen Bürger» bestehen, der keine Diskretion mehr hat. Dass die Schweiz den Kern des Diskreti-

«Ich habe rund die Hälfte meines Vermögens verloren, ein grosser Teil waren UBS-Aktien.»

onsschutzes nach wie vor verteidigt, ist daher positiv. Was sich verändert hat, ist das Unrechtsbewusstsein. Dies hat sich jetzt in neuen Standards der internationalen Zusammenarbeit in Steuerangelegenheiten niedergeschlagen.

Es war ein kleiner Trupp von UBS-Mitarbeitern, der zum Niedergang des Bankgeheimnisses beitrug. Was wussten Sie davon?

Ich habe von der ganzen Geschichte genau wie alle anderen aus der Zeitung erfahren. Es war eine kleine Einheit mit sechs

Peter A. Wuffli

Wuffli, 52, studierte an der Universität St. Gallen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und promovierte in Betriebswirtschaftslehre. Während des Studiums arbeitete er als freier Journalist für die *Neue Zürcher Zeitung*. Im Jahre 1984 wurde er Berater bei der amerikanischen Unternehmensberatung McKinsey & Co. und stieg dort im Jahre 1990 zum Partner auf. Vier Jahre später wechselte er die Seiten und wurde Chief Financial Officer beim Schweizerischen Bankverein (SBV). Nach der Fusion des Bankvereins mit der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) zur UBS wurde Wuffli Chef von UBS Asset Management. Am 18. Dezember 2001 wurde er zum UBS-Konzernleiter ernannt, ein Job, von dem er im Juli 2007 unfreiwillig wieder zurücktrat. Damit ereilte ihn ein ähnliches Schicksal wie seinen Vater exakt dreissig Jahre zuvor bei der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt (SKA). Heinz R. Wuffli, damals Bankchef der Zürcher Bank, musste im Jahre 1977 während des sogenannten Chiasso-Skandals als oberster Verantwortlicher des Hauses zurücktreten. (cg)

zig Personen, die weniger als ein Prozent des gesamten Kundenvermögens der UBS verwaltet hat, die strategisch nicht wichtig war und starken Regulierungen unterlag. So wurde dieses Geschäft regelmässig von Revisionsgesellschaften und Aufsichtsbehörden geprüft. Für uns lagen die Wachstumsmärkte in Europa, Lateinamerika und Asien. Ich bedaure sehr, was da offenbar passiert ist. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass es System hatte. Das hat auch die Eidgenössische Bankenkommission bestätigt. Es waren einige Leute mit krimineller Energie.

War die Organisation der UBS zu komplex?

In der UBS arbeiteten damals 80 000 Leute. Sicher gab es Einzelne, die davon wussten. Ich kann mich nicht erinnern, dass dieses Geschäft je in einer Konzernleitungssitzung diskutiert worden wäre. Es hat vier Hierarchiestufen unter dem CEO stattgefunden.

Es gibt Überlegungen, die früheren UBS-Chefs anzuklagen. Was halten Sie davon?

Ich rechne nicht damit. Aber wenn es so weit kommen sollte, werde ich mich verteidigen.

Was sind eigentlich die grössten Fehlurteile über Sie und die alte Führungscrow?

Ich bedaure zutiefst, dass Entscheidungen, die wir damals sorgfältig getroffen hatten, fatale Folgen hatten. Es handelt sich um einen unternehmerischen Misserfolg, der aber nicht kriminalisiert werden darf. Ich habe nicht aus niederen Motiven, aus Geld-

gier oder fahrlässig gehandelt, wie das mir gelegentlich unterstellt wird. Wir – wie viele andere – haben gewisse Risiken in ihrer Dimension einfach nicht rechtzeitig erkannt.

Grossbanken gelten heute als Systemrisiken, die ganze Volkswirtschaften in den Abgrund reissen können. Was muss getan werden, damit das nicht mehr passiert?

Während die Aktionäre im Fall der UBS für praktisch den gesamten Schaden aufkamen, profitierten die Obligationäre von der Staatsgarantie. Es muss durch geeignete Sanierungsverfahren wie die Umwandlung von Obligationen in Eigenkapital im Krisenfall sichergestellt werden, dass die Obligationäre Risiken tragen, bevor die Steuerzahler zum Zug kommen.

Nun sollen die Banken mit «Basel III» mehr Eigenkapital halten müssen. Ist das richtig?

«Basel III» geht in die richtige Richtung und adressiert die aktuellen Probleme. Aber man darf sich keine Illusionen machen; Krisen wird es immer geben.

Sind Sie für die Verkleinerung der Banken?

Das Problem ist nicht die Grösse, sondern die Geschwindigkeit: Im Unterschied zu einem Industriebetrieb muss eine Bank innert Stunden und Tagen saniert werden können. Andere Finanzplätze würden sich die Hände reiben, wenn die Schweiz freiwillig ihren Finanzplatz redimensionieren würde.

Interessieren Sie sich wirklich für Ethik oder betreiben Sie literarische Imagepflege?

Ich habe mich schon während meines Studiums mit Ethik auseinandergesetzt, und ich habe in 25 Jahren Erfahrungen auf vielen Gebieten sammeln können. Nicht nur bei gewinnorientierten Firmen, sondern auch in Kultur, Politik oder Philanthropie. Nun hatte ich Zeit, mich mit diesen Fragen wieder theoretisch auseinanderzusetzen.

Wie lautet die wichtigste Erkenntnis?

Mich beschäftigt seit vielen Jahren das Thema Liberalismus und Ethik, das Spannungsfeld zwischen Freiheit und Verantwortung. Der Liberalismus hat sich oft vor ethischen Positionen gedrückt. Ihn interessiert, dass die Freiheit nicht beschränkt wird, aber nicht, was die Leute damit machen. Deshalb: Liberalismus braucht mehr Ethik, und Ethik braucht mehr Freiheit.

Aber Sie behaupten doch nicht ernsthaft, dass früher ethischer gehandelt wurde?

Ich glaube nicht, dass die Leute im Durchschnitt früher ethischer waren als heute. Aber die Anforderungen haben sich verändert, und die gesellschaftlichen Erwartungen sind wegen der Globalisierung gestiegen. Wenn heute etwas passiert, will man die Schuldigen bestrafen. Ein konstruktiver Umgang wäre, sich zuerst um Verständnis zu bemühen und zu analysieren, was geschehen ist und was man daraus lernen kann.

Sie plädieren in Ihrem Buch für mehr Mensch-

lichkeit. Haben Sie sich daran gehalten?

Sicher nicht zu hundert Prozent. Ich bin ein Mensch, kein Heiliger. Ich habe mich bemüht. Beim Schreiben habe ich mir auch überlegt, wann ich vermeidbare Fehler gemacht habe. Bei der SBG/SBV-Fusion, der grössten in der Finanzbranche bis anhin, gab es eine Reihe von Fehlern, die man mit etwas Sorgfalt im zwischenmenschlichen Umgang leicht hätte vermeiden können.

Sie fordern ebenfalls mehr Bescheidenheit. Leben Sie die Ideale vor, die Sie predigen?

Ich bin kein Puritaner. Aber gerade in einer kleinräumigen Gesellschaft wie der Schweiz gibt es gewisse Grenzen für die

«Das Problem ist nicht die Grösse der Banken, sondern die Geschwindigkeit.»

Zurschaustellung von Wohlstand. Wir leben seit je im gleichen Haus. Das ist ein relativ bescheidenes Einfamilienhaus.

Wie lässt sich ein bescheidenes Leben mit einem hohen Einkommen vereinbaren? Sie schreiben, dass Sie in 25 Jahren rund 53 Millionen Steuern bezahlt haben.

Ich möchte mit dieser Zahl ausdrücken, dass hohe Einkommen wesentlich dazu beitragen, unseren ausgebauten Sozial-

staat zu finanzieren. Dieser Betrag enthält auch Steuern auf gesperrten UBS-Aktien bei der Zuteilung, die nachher bekanntlich den grössten Teil ihres Werts verloren haben. Ein Bruttoeinkommen von 160 Millionen Franken über diese ganze Zeitperiode, wie das ein Boulevardblatt kalkulierte, ist deshalb völlig aus der Luft gegriffen.

Haben Sie das Gefühl, dass der Leser Ihnen Ihr Buch abnehmen wird?

Ich will aufgrund meiner Erfahrungen einen Diskussionsbeitrag zu Fragen einbringen, die alle etwas angehen. Auch wenn sich jetzt ein grosser Teil dieses Gesprächs auf Fragen im Zusammenhang mit der UBS bezog, umfasst das Kapitel UBS nur rund 20 von über 220 Seiten. Es ging mir um einen intellektuellen Dialog und eine Debatte.

Warum haben Sie eine Stiftung, Elea Foundation for Ethics in Globalization, gegründet?

Es hatte mit dem ethischen Umgang mit den erzielten Globalisierungsvorteilen zu tun. Ich habe in St. Gallen Entwicklungsökonomie studiert und bin seither an Fragen der Globalisierung und Ethik interessiert. Da ich sehr jung CEO geworden war, wollte ich mich in einer nächsten Lebensphase auch mit solchen Themen befassen. Es ist ein für unsere Familie bedeutendes Engagement: Wir haben die Stiftung mit zwanzig Millionen Franken alimentiert.

Wie stellen Sie sicher, dass die Geldverteilung nachhaltig wirkt?

Es geht nicht um ein patronales Geldverschwenken mit der Erwartung von Dankbarkeit. Ziel von Elea ist es, in Weltregionen mit weniger als zwei Dollar Tageseinkommen pro Kopf unternehmerische Projekte zu fördern, die den Menschen bessere Chancen eröffnen. Wir investieren in neue Technologien, in die Kommerzialisierung von Agrarprodukten oder in Berufsausbildung. So unterstützen wir ein Projekt für Windenergie in Madagaskar, oder wir sind an einer kleinen Firma beteiligt, die biologisch angebaute Cashew-Nüsse aus Indien importiert.

Das Stiftungskapital schmilzt also?

Ja. Es ist eine Verbrauchsstiftung. Wenn wir über längere Zeit keine zusätzlichen Investoren begeistern können, ist das Stiftungskapital in etwa zehn Jahren aufgebraucht. Es ging mir nicht darum, ein Denkmal zu setzen, das mich überlebt. Deshalb haben meine Frau und ich sie auch nicht Wuffli-Stiftung genannt, sondern Elea.

Müssen Sie irgendwann wieder für Ihren Lebensunterhalt arbeiten gehen?

Ich bin dankbar, dass ich finanziell unabhängig bin.

Peter A. Wuffli: Liberale Ethik – Orientierungsversuch im Zeitalter der Globalisierung. Stämpfli. 232 S., Fr. 49.90



Perfekter Genuss dank feinstem Hopfen.

Kein anderes Schweizer Bier enthält so viel edlen Hopfen. Mit grösster Sorgfalt gepflegt und teilweise von Hand geerntet legt der feine Hopfen aus dem Klostergarten der Kartause Ittingen den Grundstein für die Einzigartigkeit dieses Biers – wahrlich ein besonderer Genuss!



Das Schweizer Amber-Bier

Erhältlich bei Globus und Manor, in grösseren Coop Supermärkten sowie in ausgewählten Bars und Restaurants.

Modernes Leben

Von Daniele Muscionico

Paris, an einem Regentag, Madame, korrekt geschnürt, fasst Monsieur unter, korrekt gezwirnt. Das Dejeuner liegt schwer im Magen, die Foie gras soll bewegt werden, ein Spaziergang bietet sich an. Schnell ist der Schirm gefasst und schnell der Entschluss: Die neuen Boulevards werden besucht, das neue Paris wird besichtigt, von Georges-Eugène Haussmann nach den Wünschen Napoleons erstellt.

Von der Rue de Moscou biegt man ab in die Rue Clapeyron, dann in die Rue de Turin, sie ist frisch gepflastert, jungfräulich, makellos, ganz so, wie der Kaiser sich Paris erräumt – vor London die erste Stadt der Moderne. Und Oberbürgermeister Haussmann, Spross einer protestantischen, aus Köln stammenden Familie, ehrgeizig, selbstbewusst, ist sein williger Helfer. Haussmann besitzt eine Leidenschaft für Abwasserkanäle, für Hauptachsen, geradlinige Alleen, die sternförmig auf einen Platz zulaufen, homogene Strassenzüge, fünfgeschossige Häuser. Napoleons Liebling lässt ab 1853 das mittelalterliche Zentrum der Stadt vollständig planieren und baut es neu nach seinen Vorstellungen von Perspektive und Symmetrie.

Symmetrie? Auch die offizielle Kunstauffassung hält an ihr fest als elftem Gebot. In der Ecole des beaux-arts, die den Kanon bestimmt, ruft der autokratische Maler Dominique Ingres die Linie zur absoluten Herrscherin über die Form aus. Die Farbe? Ihr wird der Rang der Platzhalterin zugewiesen, sie steht im Dienst des lässlichen Effekts.

Doch die Moderne ist längst anderswo: leuchtende Farben, subjektive Eindrücke – dafür kämpfen in Paris jene, die man «Impressionisten» schimpft seit der ersten Ausstellung ihrer Werke 1874.

«Impressionisten» heissen die Künstler des «flüchtigen Augenblicks», Monet, Cézanne, Pissarro, Renoir, Degas. Sie sind eine geächtete Gemeinschaft, von der Akademie abgelehnt, vom Publikum missverstanden – und wäre nicht Gustave Caillebotte zugange, man weiss nicht, wer heute noch von ihnen spräche. Caillebotte, wohlhabend, ein Dandy im Herzen, wurde als Maler bald vergessen, doch als Mäzen seiner Künstlerfreunde hat er sich unsterblich gemacht.

Bilder einer Metropole – Die Impressionisten in Paris. Museum Folkwang, Essen.
2. Oktober 2010 bis 30. Januar 2011



«Strasse in Paris, an einem Regentag»: von Gustave Caillebotte, 1877.



Namen

Sam Bliggensdorfer — Wer den Namen Bliggensdorfer hört, denkt wohl zuerst an Marco Bliggensdorfer, der als Rapper Bligg Hit um Hit landet. Sein letztes Album «o816» war fünf Wochen auf Platz eins der Schweizer Albumcharts. Seine aktuelle Single «Legändä & Heldä» stand ebenfalls an der Spitze, und



Bliggs Bruder: Model Bliggensdorfer.

mit seinem neuen Album «Bart, aber herzlich» geht er diesen Monat auf Showcase-Tour. Weniger bekannt ist, dass Bliggs kleiner Bruder auch Karriere macht. Nicht nur als DJ, wenn er seinen Bruder zu dessen Auftritten begleitet. Sondern auch als Model. Und das erfolgreich. Sam Bliggensdorfer war schon für verschiedene nationale Werbekampagnen wie Axa oder Fust tätig und wird rege gebucht, wie seine Agentur Scout erzählt. So wie der 30-jährige Sam den älteren Bruder auf der Bühne unterstützt, so unterstützt Bligg den kleineren Bruder Sam optisch: Der ähnliche Look der beiden Männer soll immer wieder zu einem Modelauftrag für Sam führen. (drn)

Corine Mauch — Es war nicht der Abend der Zürcher Stadtpräsidentin. Die Show stahl ihr ausgerechnet einer aus dem eigenen Lager. Dabei begann sie ihre Rede zur Eröffnung des sechsten Zurich Film Festival bestimmt und informativ. Nur, sie wollte partout nicht mehr aufhören mit Reden. Sie sprach so lange, bis ein nicht wohlwollend gemeinter Applaus ihr ins Wort fiel. Die Schlussphase von Mauchs Rede hörte niemand mehr. Eine bessere Vorlage hätte sich ihr SP-Kollege, der

abtretende Bundesrat Moritz Leuenberger, der nach Mauch ans Mikrofon trat, nicht wünschen können. Der geübte Redner liess sich von anfänglichen Buh-Rufen nicht beeindrucken und nutzte die Gunst der tristen Stunde. Mit einer filmischen Analogie, in der er den Bundesrat mit den «Glorreichen sieben» verglich, gelang es ihm, das offensichtlich anspruchsvolle Publikum im Nu auf seine Seite zu bringen: Es gab Szenenapplaus. (bb)

Katy Perry — Erwachsene müssen in Kindersendungen manchmal ganz schön unten durch. Gar nicht erst zur Ausstrahlung kam eine Folge der «Sesamstrasse», in der sexy Popstar Katy Perry mit einem Gastauftritt für Abwechslung hätte sorgen sollen. Zu viel für die aufs Wohl ihrer Kinder bedachten amerikanischen Eltern, die die pikante Episode bereits vor dem offiziellen TV-Termin auf Youtube gesehen hatten. Ein Sturm der Empörung fegte über die «Sesamstrasse»-Macher: Perrys Decolleté gab einfach einen zu tiefen Einblick. Über fünf Millionen Mal wurde der in vielen Augen unzüchtige Perry-Clip bisher angeschaut. Die «Sesamstrasse»-Verantwortlichen gaben diesem Druck nach und kippten die



Schlüpfrigkeiten: Popstar Perry.

Folge aus dem Programm. Die Antwort von Perry, 25, auf diesen Rückzieher liess nicht lange auf sich warten. In der legendären US-Comedy-Show «Saturday Night Live» trat die Amerikanerin, die mit ihrem Hit «I Kissed a Girl» bereits 2008 darauf aufmerksam machte, dass sie nichts gegen Schlüpfrigkeiten hat, in der Rolle eines frühreifen Schulmädchens im knallengen, ausladenden T-Shirt auf. Mit «Sesamstrasse»-Aufdruck. (bb)



Meine besseren Tage

Unser Kolumnist fährt nicht bloss nach St-Tropez oder Ibiza. Manchmal muss man weit weg, um zu sehen, wie gut es ist in der Nähe. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Amerika. Ich flog von Zürich nach Atlanta (mit Delta Air Lines). Auf dem Sitz 1A sass **Samuel L(eroy) Jackson**, den ich zwei Tage zuvor an einem Abendessen für einen wohlthätigen Zweck in Bad Ragaz kennengelernt hatte. Sitz 1A ist der sogenannte VIP-Platz im Flieger (ich fand es dennoch in Ordnung, dass Sam ihn bekommen hatte). Auf dem Flug gab es keine besonderen Vorkommnisse, aber wie ich immer schreibe: «Wenn man nicht mit Swiss unterwegs ist, merkt man, was man nicht hat.» Über ein besonderes Vorkommnis vom Atlanta International Airport kann ich dafür berichten: Man muss dort noch einmal durch die Sicherheitskontrolle (Schuhe ausziehen et cetera), nach weniger als zwei Stunden kann man den Flughafen aber verlassen. Das beste Steakhouse der Stadt, finden die Leser des Restaurantführers «Zagat», heisst «Bone's». MvH hat nicht alle geprüft an einem Abend, doch dieses empfiehlt er.

Den nächsten Halt auf meiner kurzen Reise durch einige Südstaaten machte ich in Asheville, North Carolina. «Appalachen-Hinterwäldler verkehren hier mit Grosstadtneurotikern aus Manhattan», stand in meinem Reiseführer, und das stimmt vermutlich. Was mir ausserdem auffiel, es gibt in der Stadt mit 75 000 Einwohnern recht viele Häuser im Art-déco-Stil, und einige davon sind sogar gut erhalten. Ferner gibt es zahlreiche Einwohner, die grosse Tätowierungen haben. Und schliesslich mehrere vegetarische Restaurants, in denen man gut isst (was sonst

nicht üblich ist in diesem Teil Amerikas), z. B. das «Laughing Seed Café».

Einer der Gründe, weshalb man Nashville besuchen kann, ist, in meinen Augen, das «Union Station»-Hotel, ein renovierter Bahnhof aus dem 19. Jahrhundert («turn the clock back to a grander era», steht in den Unterlagen). Ein anderer Grund ist das Ryman Auditorium, Lyle Lovett & His Large Band verpasste ich um einen Tag – als Ihr Korrespondent hat man schliesslich nicht ewig Zeit (und ihn bereits in Zürich im Volkshaus gesehen vor wenigen Monaten, mit John Hiatt; wirklich schön, nächstes Mal hingehen). Ich ging in «Valentino's Ristorante», der beste Italiener, sagt man (es war in Ordnung). Und es warder arbeitsfreie Abend von Peter Marti, dem Maître d' aus Thun. Nashville, so sieht es aus, mag MvH nicht.

Auch Memphis hat bessere Tage gesehen, nehme ich an. Die Stadt erinnert an Detroit, bloss mit mehr Sonnenschein – seit wenigstens sechzig Jahren sind keine Mittel vorhanden (oder werden nicht ausgegeben) für Unterhalt von Gebäuden, Strassen usw. Die Temperaturen, nur zum Sagen, erreichten 35 Grad; so warm war es Ende September seit 1931 nicht mehr, hörte ich am Fernsehen. Beale Street, wo sich viele Bars befinden, in denen Livemusik gespielt wird, soll die am zweitmeisten besuchte Strasse des Landes sein. Vermutlich ist sie zudem die Strasse, die am zweitmeisten schlechtgekleidete Leute besuchen. Es gab fast nur Männer, und über deren Körpermassenindex erzähle ich nichts, weil man sich in dieser Spalte wohl fühlen soll als Leser. Gefallen haben mir «The Majestic Grille», ein Lokal mit Inneneinrichtung wie in den vierziger Jahren, in dem man fein isst, sowie Graceland, etwas ausserhalb gelegen. Das recht kleine Antebellum-Haus war von 1957 bis 1977 das Zuhause von Elvis Presley. Es ist, nebenbei, ziemlich gut eingerichtet, finde ich. Und es gibt ein Zimmer mit Poolbillardtisch sowie eines mit drei Fernsehern. Im Unterschied zu Stars von heute hatte Elvis keine Kunst – ich habe bloss ein Bild an der Wand gesehen (und erst noch eine Lithografie, Nummer 25 einer Auflage von 45).

In New Orleans war ich das letzte Mal vor dem Wirbelsturm «Katrina» (Schaden: 30 Milliarden Dollar). Dieses Mal war ich neugierig, logisch, wie die Stadt danach aussehen würde (nicht gross anders; sie war bereits vorher *run down*, doch dabei geeignet, fotografiert zu werden). Im French Quarter liegt das «Bienville House»-Hotel, in dem ich die «Iberville Suite» empfehle (Balkon mit *iron lace*-Geländer auf die Decatur Street), ausserdem das Restaurant «Bacco» im «W Hotel». Drei Blocks oder so entfernt verläuft die meistbesuchte Strasse Amerikas, die Bourbon Street. Der Unterschied zu der Beale Street in Memphis: Es gibt dort auch Frauen.

Die gute Nachricht zum Schluss: Auf dem Flug nach Zürich hatte ich Sitz 1A.

Chronique scandaleuse

Männer, Frauen und Diamanten

Der goldene Käfig, in dem Anita sass, war kein Vergnügen. Zwar stand der himmelblaue Bentley vor der Tür, auf Wunsch mit Chauffeur, sie konnte mit ihrer Platinkarte shoppen, so viel, wie sie wollte (die Centurion Card freilich überliess ihr der Göttergatte nicht), es gab – so schien es – keinen materiellen Wunsch, den sie sich nicht erfüllen konnte. Im Privatjet flog sie hin und her, zwischen ihren Residenzen in Gstaad, Paris, New York, Marrakesch. Ihr Mann war einer der Milliardäre, über die man sprach, geachtet und – wie alle Superreichen – bewundert und verehrt.

Anita aber hatte kein glückliches Leben. Ihr Mann war nie da. Es war kalt in ihrem Alltag. Wenn er mal zu Hause war, spürte sie seine Ferne. Er schaute sie nicht an, er berührte sie nicht, er war weit weg. Das Schlimmste waren die Abende, an denen er versprochen hatte zu Hause zu sein. Sie wartete mit dem Abendessen, das der Koch bereitet hatte, doch er kam zwei, drei, vier Stunden zu spät. Sie wusste, er sass mit Freunden oder einer anderen Frau in einer Bar und vergass die Zeit. Und vor allem vergass er sie.

Anita wurde von allen beneidet, dabei war sie eine der einsamsten Frauen der Stadt. Ausgehen durfte sie selten, sie musste zu Hause sein, falls ihr Mann doch mal auftauchte und Lust auf ihre Gegenwart hatte. So kam sie höchstens ab und zu an ein Damen Mittagessen. Auf diesen Ladies' Lunches, von denen es heisst, dass sie Vipern-Treffen sind, sagte sie nie ein böses Wort über jemanden, denn sie wusste, davon bekommt man einen hässlichen Mund. Und sie wollte schön sein, vor allem für ihren Mann, diesen fernen Geliebten. Über ihre Einsamkeit redete sie nicht, das hätte ihr Stolz nicht ertragen, also unterhielt man sich halt über die neuen Handtaschen von Louis Vuitton oder Hermès.

Anita, fanden alle ihre Freundinnen, sei eine Heilige. Nie spreche sie schlecht über jemanden, oft tue sie Gutes, an Charity-Anlässen helfe sie mit an vorderster Front. Doch einen Racheakt an ihrem Ehemann leistete sie sich trotzdem, und er verschaffte ihr eine seltsame Genugtuung. Sie verscherbelte den Schmuck, den er ihr geschenkt hatte. In ihrer Villa an der Goldküste veranstaltete sie kleine Lunch-Partys, bei denen sie ihre Juwelen ausbreitete und zum Verkauf anbot. Brillantenbesetzte Chopard-Uhren, Van-Cleef-&Arpels-Ohrgehänge, schwarze Perlen, Boucheron-Geschmeide, das reinste Maharadscha-Paradies – alles zum halben Preis. Dass interessanterweise gerade die Frauen vermögender Männer auf Sonderangebote fliegen, kam diesen Verkaufsmittagessen

sehr zugute. Anitas Mann, da er sie kaum anschaute, merkte nichts von der geplünderten Schatzkiste. Das Geld, das sie mit diesen Schmuckverkäufen einnahm, legte sie auf ein Konto, das sie «mein Notkonto» nannte. Sie hatte zwar nicht vor, ihren Mann zu verlassen – wo sollte sie auch hin? –, aber man weiss ja nie, was das Leben für Überraschungen bereithält...

Eine von Anitas Kundinnen war Veronika, eine erst kürzlich aus einem benachbarten Alpenland zugezogene blonde Schönheit, die – nicht nur wegen ihrer 1,85 Meter Körpergrösse – für Aufsehen in der Stadt sorgte. Veronika war eine heisse Frau, sah hervorragend aus und verstand sich auf den Umgang mit Männern. Wie sie sie anstrahlte, ihnen aufmerksam zuhörte, wie sie selbst über die hohlsten Witze lachen konnte –, Veronika gab jedem Mann das Gefühl, er sei der Grösste.

Unter den Frauen in Zürich, die Männern gegenüber Arroganz für angebracht halten, löste Veronika Angst aus. Sie war hierhergekommen, um ihren kranken Mann pflegen zu lassen. Als er starb, heiratete sie Richard, seinen Arzt. Für ihn war sie eine Trophäenfrau. Er wurde von vielen Männern beneidet. Doch obwohl Richard Veronika liebte, blieb er der chronische Womanizer, der er immer war. Den Frauen gefiel er, denn er war witzig, grosszügig und gescheit. Wie alle Männer war er schwach – er konnte den Frauen nicht widerstehen. Bis heute weiss Richard nicht, welcher Teufel ihn geritten hat, als er Veronika an ihrem 40. Geburtstag, den sie in einem glamourösen Nachtclub feierten, gestand, er habe sie mit einer 23-jährigen Assistentin betrogen. Im Nachhinein suchte er Erklärungen. Wollte er sie demütigen, weil sie so überirdisch schön war? Veronika fiel aus allen Wolken. Sie litt, doch sie wollte nicht leiden. Schon zwei Tage später flog sie mit Richards bestem Freund, einem Diamantenhändler, der sie schon seit Jahren anschnauzte, auf die Seychellen. Veronika war keine Frau, die sich als Opfer eignete. Wie ihre Freundin Anita, die – vom Glanz des Geldes geblendet –, in ihrem goldenen Käfig angekettet, letztlich ein Opfer war. Das Opfer männlicher Allmacht.

Andrea Sharp

Die Handlung und die handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig.

«Wo Wasser ist, ist Fruchtbarkeit und Wachstum»

Die Kosmetikpionierin Gerda Spillmann, 90, verrät das Geheimnis einer jugendlichen Haut, von Gesundheit im Alter und das Grundgesetz des Universums.



«Ich wende die Natur- und Schöpfungsgesetze an»: Unternehmerin Spillmann.

Frau Spillmann, wären Sie Amerikanerin, würde man Sie in einem Atemzug mit Helena Rubinstein oder Estée Lauder nennen. Sind Sie trotzdem gerne Schweizerin?

Aber ganz sicher, ich bin sogar stolz, eine Schweizerin zu sein!

Ein Apfel brachte Ihnen Erkenntnis. Um was ging es genau?

Ich habe Ihnen einen aus meinem Garten mitgebracht. Wo Spillmann ist, da ist auch ein Apfel. Es ist ganz einfach: Der Apfel hat in seiner Schale einen Wachs, den Apfelmantel. Dank dem Fettgehalt kann er den Saft lange behalten. Wenn er den Saft verliert, wird er trocken, runzlig und beginnt früher zu faulen. Das habe ich auf den Menschen angewandt. Im Frühling ist alles prall, hat Schimmer und eine Frische. Das macht die Feuchtigkeit, die Kraft des Wassers. Ich habe die Kosmetik revolutioniert, denn ich war die Erste, die Wasser in

die Hautpflegeprodukte eingebaut hat. Sie müssen eines wissen – ich habe nichts kopiert. Ich habe die Stärken der Marken studiert, aber auch ihre Schwächen gesucht. Wo Wasser ist, ist Fruchtbarkeit und Wachstum, Erneuerung. Wo keines ist, ist Dürre.

Essen Sie auch täglich einen Apfel?

Sicher, das beginnt beim Frühstück. Abends zuvor weiche ich in etwas Mineralwasser eine Dattel ein, eine Naturaprikose, einen halben Nusskern und Leinsamen. Und am Morgen schnetze ich einen Apfel hinein und den Drittel einer Banane. Das verarbeite ich mit dem Stabmixer zu einem Müesli. Und vorher esse ich noch etwa zwanzig Gramm Käse, im Moment einen aus dem Zürcher Oberland. Darin ist das Kalzium, das wir brauchen. Dazu trinke ich Kaffee, der ist nämlich nicht schädlich, wie immer behauptet wird – das habe ich schon lange gesagt.

Schadet die Sonne?

Die Sonne ist die Lebensspenderin, ohne Sonne gibt es kein Leben. Ich genieße sonnige Tage, und man kann sich schon mal eine Viertelstunde in die Sonne legen, aber danach soll man sich wieder bewegen.

Sie haben sich viel bewegt, und Sie haben viel bewegt. Sind Sie darum noch so vital?

Es gibt Leute, die sagen: «Sie sind ja noch besser dran als damals!», wenn sie mich sehen und mit mir reden. Ich bin der Überzeugung, dass das, was man gemacht hat, nachklingt. Ich verkörpere die vielleicht modernste Kosmetikklinie, denn ich wende die physikalischen, die Natur- und Schöpfungsgesetze an. Das Grundgesetz des Universums ist die Polarität: Tag/Nacht, Mann/Frau, süß/sauer, Segen/Fluch, Leben/Tod. Danach richte ich mich.

Ihr Vorzeigeprodukt ist das Creme-Make-up Bio-Fond. Was ist daran so speziell?

Bio-Fond ist Make-up, das die Haut augenblicklich verschönern kann. Eine Hautpflege allerersten Ranges, die das Hautbild des Gesichts egalisiert, selbst wenn man Flecken hat. Wenn ich Kurse gebe, gehen Leute, die mit Problemhaut gekommen sind, mit sauberer Haut nach Hause. Die Frauen wollen augenblicklich besser aussehen, und Bio-Fond hat diesen Soforteffekt. Man spürt nicht, dass man etwas auf der Haut hat, wie bei einem gutsitzenden Kleid, das wie ein Teil von einem selber ist.

Sie werden demnächst 90. Wie weit schauen Sie nach vorne?

Solange man lebt, ist man beeinflussbar, und es kann sich etwas wenden. Ich fürchte keine Krankheiten. Viele stellen sich darauf ein und programmieren sich dementsprechend, weil es in ihrer Familie Herzkrankheiten, Venensachen oder schlimme Mägen gab. Sie nehmen ihr Schicksal schon vorweg. Ich habe in 67 Jahren keine einzige Stunde bei der Arbeit gefehlt. Sie werden es nicht glauben, aber mein Ziel ist es, mit 95 fitter zu sein als mit 90.

Gerda Spillmann wird am 15. Oktober 90 Jahre alt. Die Produkte der Kosmetikpionierin werden von zahlreichen Hollywood-Visagisten verwendet.

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Lammfromm

Von Jürg Zbinden

1—Die Duftkompositionen von Jean-Claude Ellena suchen ihresgleichen und machen auch die Damenwelt lammfromm. Vom Instant-Klassiker «Terre d’Hermès» gibt es ab sofort den limitierten Hand- und Nasenschmeichler «Vaporisateur 133 G» zu kaufen. Er wiegt nämlich 133 Gramm und enthält 30 ml «Terre d’Hermès», die bei Bedarf mit der 125-ml-Nachfüllflasche und mit beiliegendem Trichter nachgefüllt werden können. Dabei bleibt die klassische maskuline Komposition selbstverständlich unverändert. Die Edition limitée «Vaporisateur 133 G» und der 125-ml-Nachfüller kosten um die 140 Franken und sind erhältlich bei allen Hermès-Depositären.



1

2—«Das Schweigen der Lämmer» hat ein Ende, was die Down-Under-Show von UGG vom 17. September im Zürcher Klub «Kaufleuten» nachdrücklich bewies. «Swiss Models in Australian Fashion» waren u. a. Anouk Manser, Noreen Carmody und Annina Frey («Glanz & Gloria») sowie der amtierende Mister Schweiz Jan Bühlmann. Zu sehen gab es kuschelweiche Clogs und Boots für sie und ihn. Zum Beispiel «Delaine», die lammfellgefütterten Stiefel im Sneaker-Look, die man hoch- oder heruntergekremgelt tragen kann. Das anschmiegsame Pärchen kostet Fr. 300.–. Bezugsquellen unter www.uggaustralia.com (Retail-Stores).



2



3

3—«Lynnea» aus der Women’s Clogs Collection Herbst/Winter 2010/11 verfügt über ein total belämmertes Innenleben und kann wiederum hoch oder tief getragen werden. Am allerbesten macht sich der schwarze Clog mit einer entsprechend gefütterten Bikerjacke. Der Clog, nur äusserlich das schwarze Schaf von UGG, kostet Fr. 330.–. Bezugsquellen unter www.uggaustralia.com (Retail-Stores).



4

4—Alessandro Sartori, Creative Director für Z Zegna, hat sich mit der diesjährigen Herbst/Winter-Kollektion selbst übertroffen: Anzüge, Jacken und Mäntel haben einen messerscharfen militärischen Schnitt und sind eng tailliert, es dominieren Grau, Braun und Schwarz. Typisch ist auch die Schwarz-Braun-Kombination des Leder-Ensembles. Preis auf Anfrage. Ermenegildo Zegna, Bahnhofstr. 25, Zürich.



5

5—Der Runway-Magnet des Augenblicks war in Mailand dieser wadenlange, lammfellgefütterte Ledermantel. Preis auf Anfrage. Ermenegildo Zegna, Bahnhofstr. 25, Zürich.



Auto

Die Welt von morgen

Der Toyota Prius ist das Sinnbild umweltgerechter Fortbewegung – und feiert die Wunder der Technik. *Von David Schnapp*

Seit man sich darauf geeinigt hat, dass Autos, die eine gewisse Menge Treibstoff verbrauchen, böse sind, ist der Toyota Prius die Verkörperung des Guten. Hollywoodstars fahren ihn, er ist beliebt als Öko-Taxi, und wer zeigen will, dass ihm die Umwelt echt am Herzen liegt, fährt in der japanischen Hybrid-Ikone vor. Der Verkehrsclub der Schweiz bewertet ihn in der Mittelklasse als umweltschonendstes Fahrzeug überhaupt, und auch international wurde der Prius mehrfach ausgezeichnet. Hersteller Toyota ist allerdings nicht auf den um sich greifenden Klima-Hype aufgesprungen.

Den Prius gibt es bereits seit 1997, jetzt steht die dritte Generation bei den Händlern.

Äusserlich hat sich am neuen Prius nicht viel geändert, seine Form ist der Aerodynamik geschuldet, der Luftwiderstandswert wurde nochmals leicht gesenkt auf 0,25 c_w. Sobald man einsteigt, sitzt man in einer futuristischen Kulisse. Das grosse Display in der Mitte des Armaturenrägers leuchtet und blinkt, animierte Grafiken versorgen einen mit Informationen über das System. Neu gibt es ein Head-up-Display. Dieses projiziert Informationen wie Geschwindigkeit oder Navigationshinweise auf die Frontscheibe. Das macht gerade im Prius Sinn, denn das Hauptdisplay sitzt nicht ideal im Blickfeld des Fahrers. Eine sympathische Gadget-Spielerei sind die berührungsempfindlichen Lenkradtasten. Bewegt man den Finger darauf, wird im Display der «Touch Tracer» eingeblendet, der einen über weitere Möglichkeiten und Funktionen informiert. Diese verspielte Freude an der Technik macht den Prius sympathisch. Dazu gehört auch eine Einparkhilfe, die den Wagen fast alleine in die freie Lücke manövriert. Und,

muss man anfügen, die mit ein wenig Übung auch wirklich funktioniert.

Aber die entscheidende Technologie ist natürlich der Antrieb. Als sogenannter Vollhybrid mit einem Benzin- und einem Elektromotor ist das Auto in der Lage, rein elektrisch zu fahren, wenn es der Ladestand der Batterie zulässt. Bis 45 km/h geht das, und es funktioniert vor allem im Stop-and-go-Verkehr ausgezeichnet. Mit einem leichten Summen bewegt sich das Auto vorwärts, und das gute Gewissen speist sich über eine Anzeige, die dem Fahrer seinen aktuellen Eco-Wert vor Augen führt.

Hatte das Vorgängermodell noch Schwächen bei schnellerer Fahrt, konnte das mit der neuen Prius-Generation verbessert werden. Der vergrösserte Hubraum des Benzinmotors von 1,5 auf 1,8 Liter erlaubt ein höheres Drehmoment bei niedrigeren Drehzahlen, was den Benzinverbrauch senkt. Im Normzyklus verbraucht der Prius jetzt 3,9 Liter auf 100 Kilometer bei einem CO₂-Ausstoss von 89 Gramm, was eindrucksvolle Werte sind. Im Alltagstest kamen wir auf rund 4,5 Liter. Das ist gut und kein Anlass für Beschwerden, auch wenn modernste Dieselmotoren ähnlich effizient sind.

Fazit: Der Prius bleibt der Massstab für umweltfreundliche Hybrid-Fahrzeuge, er ist bequem, geräumig, komfortabel, und vor allem lässt er den Fahrer in der aufregenden Vorstellung, sich heute schon in der Welt von morgen zu bewegen.

Toyota Prius VVT-i HSD Linea Sol Premium

Systemleistung: 136 PS, Hubraum: 1798 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h
 Preis: Fr. 44 700.– (Linea Luna ab 39 700.–)
 Testfahrzeug: Fr. 54 930.–



Jugendforsch

Zwei Geschwister haben das «Spice» im Hotel «Rigiblick» übernommen. Ein gastronomisches Traumpaar. *Von David Schnapp*

Ein gutes Essen kann einem nur durchschnittlich vorkommen, wenn einem in der Umgebung, in der man es isst, nicht wohl ist. Umgekehrt wird aus einem guten Essen in einer tollen Atmosphäre ein ausserordentlicher Genuss. Das war das Fazit unseres Besuchs im Restaurant «Spice» des Zürcher Hotels «Rigiblick». Aber der Reihe nach.

Zum Aperitif gab es einen Sonnenuntergang in Zürich West und den Blick über die Stadt, die einem auf der Terrasse des «Rigiblicks» zu Füßen liegt. Der perfekte Start in einen interessanten Abend. Die Karte ist übersichtlich, es gibt zwei Menüs und ein paar wenige ausgesuchte Gerichte. Wir stellen uns etwas aus dem «Menu Spice» und dem «Menu Aurum» (6 Gänge für 158 Franken) zusammen. Die Frühlingsrolle vom Tunfisch zeigt dann schon die Richtung an, in die der junge Koch Christian Nickel geht. Es ist ein gekonntes Spiel von Konsistenzen und Aromen, es ist süß, salzig, fest, weich, körnig – alles auf einmal, aber trotzdem wunderbar im Zusammenspiel. Die Teller sind kunstvoll angerichtet, strenge Geo-

metrie, als wär's ein Bild von Max Bill, trifft auf organische Formen der Natur.

Weitere Höhepunkte eines an Höhepunkten reichen Abends: eine Langustine mit geräucherter Wassermelone und Knoblaucheis. Oder die würzige Begegnung der Innerschweiz mit dem asiatischen Raum: das Rindsfilet aus Ennetbürgen an einem sirupartigen Jus, der mit Hoisin-Sauce, Palmzucker, Ingwer und anderen Gewürzen aufgerüstet wird. Auch wenn die Fusion-Küche ihre beste Zeit schon hatte, war diese Kombination bemerkenswert gut.

Im «Spice» scheint Aufbruchstimmung zu herrschen, das Team unter der Leitung von Christian Nickels charmanter Schwester Julia versprüht jugendlichen Optimismus und Freude an der Arbeit. Das zieht offenbar auch eine Gästeschar an, die etwas jünger ist als das übliche Gourmetpublikum. Und es machte, dass aus einem sehr guten Essen ein ausserordentlicher Genuss wurde.

Restaurant Spice. Germaniastrasse 99, 8044 Zürich.
Tel. 043 255 15 70. www.restaurantrigiblick.ch.
Sonntags und montags geschlossen



Aufbruchstimmung: Julia und Christian Nickel.

Schöner grüner Kompromiss



Ich geb's ja zu: Zuweilen mache ich auch eine Flasche ganz für mich allein auf. Und weil ich einen rechten Schluck einem tüteligen Genippe allemal vorziehe, im Übrigen der Meinung bin, Weine, die mich beim Degustieren beeindruckten, seien nicht immer die, die ich am liebsten trinke, erheitern mich die vielen Techniken, die mir zur Aufbewahrung angebrochener Flaschen empfohlen werden. Die originellste propagierte kürzlich René Gabriel im österreichischen *Falstaff*: Man fülle den Rest in eine kleine PET-Flasche, drücke aus der alle Luft, Deckel drauf und fertig. Skurril daran ist einzig, dass das Gabriel eingefallen ist. Dem traue ich, wenn ihm der Sinn danach steht, auch allein den Verzehr einer Magnum zu. Aber natürlich macht Wein mehr Spass in Gesellschaft. Er hat nun mal eine soziale Komponente, und das nicht nur, weil er die Zunge löst. Alles eine Frage des Masses, was den Alkohol angeht, und die ist eine Frage der Umstände. Beim Konsum und in der Produktion. Keineswegs macht ein höherer Alkoholgehalt einen Wein immer besser. Der olympische Trend (schneller, höher, stärker) ist ohnehin schon wieder am Kippen. *Small is beautiful*. Nicht bei einem Châteauneuf, aber zum Beispiel bei dem fabelhaft süffigen Wein von der nördlichen Atlantikküste Portugals, dem Vinho verde (s. *Weltwoche* Nr. 33/10). Nun steht den Nordportugiesen freilich auch der Sinn nach substanzielleren Weissen. Deshalb der Nachtrag. Der Alvarinho Soalheiro aus Alvarado (fast an der spanischen Grenze) ist ein Wein, den man sich schon zu einer etwas anspruchsvolleren Fischeisessauce vorstellen kann, und er ist mit seinen 12,5 Vol.-% doch kein alkoholischer Killer. Vor allem verdankt er seine Frische einer tollen Balance von Säure und Frucht: ein schöner Kompromiss zwischen den atlantischen grünen Windbeuteln und den gewichtigeren kontinentalen Varianten im Landesinnern. Gerade die rechte Menge Alkohol für so einen Wein. Auch bei sieben Dezi im Alleingang. Vorausgesetzt, man besteigt danach kein Auto mehr. Und muss keine Kolumne schreiben.

Quinta de Soalheiro: Alvarinho Soalheiro 2009.
Casa Lusitania. Fr. 19.50. www.casalusitania.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Hansjörg Schneider:** Hunkeler und die Augen des Ödipus (*Diogenes*)
- 2 (2) **Jonathan Franzen:** Freiheit (*Rowohlt*)
- 3 (-) **Roger Willemsen:** Die Enden der Welt (*Fischer*)
- 4 (5) **Martin Suter:** Der Koch (*Diogenes*)
- 5 (3) **Lukas Hartmann:** Finsteres Glück (*Diogenes*)
- 6 (4) **Ingrid Noll:** Ehrenwort (*Diogenes*)
- 7 (7) **Eveline Hasler:** Und werde immer Ihr Freund sein (*Nagel & Kimche*)
- 8 (8) **Laura Brodie:** Ich weiss, du bist hier (*DTV*)
- 9 (-) **Ildikó von Kürthy:** Endlich! (*Wunderlich*)
- 10 (9) **Bernhard Schlink:** Sommerlügen (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Natascha Kampusch:** 3096 Tage (*List*)
- 2 (2) **Thilo Sarrazin:** Deutschland schafft sich ab (*DVA*)
- 3 (-) **Guinness:** World Records 2011 (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 4 (3) **Daniel Ammann:** King of Oil (*Orell Füssli*)
- 5 (6) **Annemarie Wildeisen:** Das grosse Buch vom Fleischgaren bei Niedertemperatur (*AT-Verlag*)
- 6 (5) **Michael Mittermeier:** Achtung Baby! (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (-) **Verena Kast:** Was wirklich zählt, ist das gelebte Leben (*Kreuz*)
- 8 (7) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung 25. Auflage (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 9 (4) **Stephen W. Hawking:** Der grosse Entwurf (*Rowohlt*)
- 10 (8) **Guy Bodenmann, Caroline Brändli:** Was Paare stark macht (*Beobachter*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Heisse Speisen

Bei Rosalinda haben Männer wie Frauen nicht viel zu melden: Die Schreckschraube bringt nicht nur Gatte Kalganov zum Spüren, sondern auch Tochter Sulfia. Die grossschnäuzige Tatarin ist mit absurden Ideen und scharfen Speisen schnell bei der Hand. Doch dann der Schicksalsschlag: Sulfia wird unerwartet schwanger, vom Kindesvater keine Spur. «O, ty Wielikij!» Wetter und Fluchen nützt nichts. Enkelin Aminat kommt zur Welt und plötzlich ist das Drama nur halb so gross. Rosalinda fühlt sich wohl in ihrer neuen Rolle als Grossmama. Vorerst ... Denn Autorin Alina Bronsky verpasst der starrsinnigen Russin in ihrem neuen Buch «Die schärfsten Gerichte der tatarischen Küche» eine dickköpfige Enkelin, die ihre eigenen Meinungen und Kochrezepte hat. (*ang*)

Literatur

Gegen die Glaswand der Welt

«Blade Runner», «Total Recall», «Minority Report» – der Science-Fiction-Autor Philip K. Dick lieferte den Stoff für Kinohits. Seine realistischen Romane sind noch zu entdecken. *Von Wolfram Knorr*

Alltäglicher, gewöhnlicher kann der äussere Rahmen nicht sein. Kleine Ladenbesitzer, Angestellte, Verkäufer leben draussen in der Provinz ihren kleinbürgerlichen Alltag. Vordergründig dreht sich alles ums Einkommen, um Autos, Kühlschränke, Fernseher. Doch hinter dieser schönen Dingwelt lauert, nur mühsam gezähmt, kalte Raserei der netten Kleingewerbler. Mit ihren Beziehungen sind sie unzufrieden, ihrem Beruf, dem Einkommen, dem Komfort. Zugleich aber können sie nicht erklären, warum sie auf jene Realität losstürmen möchten, in der sie sich mit Frau und Kind und Auto und Kühlschrank wohlig eingerichtet haben.

Zum Beispiel Mary Anne Reynolds, jung, hübsch, aus einer behüteten Kindheit in einem sauberen Nest, wartet darauf, dass ihr Leben in Schwung kommt. Sie setzt auf Männer, und ihre Liebschaften treiben sie immer tiefer in Neurosen («Mary und der Riese»). Oder Roger Lindahl, dessen Frau Virginia aus wohlhabendem Haus stammt, Besitzer eines Fernsehladens, stürzt sich in eine Affäre, auf der Suche nach dem Mehr in seinem routinierten Leben («Unterwegs in einem kleinen Land»). Und schliesslich Stuart Hadley, angestellt in einem Radio- und TV-Geschäft, verheiratet mit einer netten Frau, fällt immer tiefer, je höher er hinauswill («Stimmen der Strasse»).

Der Autor solch «gewöhnlicher» Geschichten wurde für das genaue Gegenteil bekannt: für spektakuläre Science-Fiction (SF). Damit wurde Philip Kindred Dick (1928–1982) zum bedeutendsten Vertreter einer Gattung, die im Kanon der Literatur bis heute kein allzu hohes Ansehen geniesst. Egal, ob das *Time*-Magazin Dicks «Ubik», ein furioses Wechselbad von Zeit- und Raumsprüngen, zu den «hundert bedeutendsten Büchern» der Neuzeit zählt und die prestigeträchtige Library of America vor drei Jahren Philip K. Dick als ersten SF-Autor aufgenommen hat. Der Mehrheit dürfte sein Name trotzdem kaum geläufig sein. Dagegen sind ihr unter Garantie viele seiner Geschichten als Filme bekannt. Denn Dick-Stories sind begehrte Hollywood-Objekte («Blade Runner», «Total Recall», «A Scanner Darkly», «Minority Report», «Paycheck» und vieles mehr).

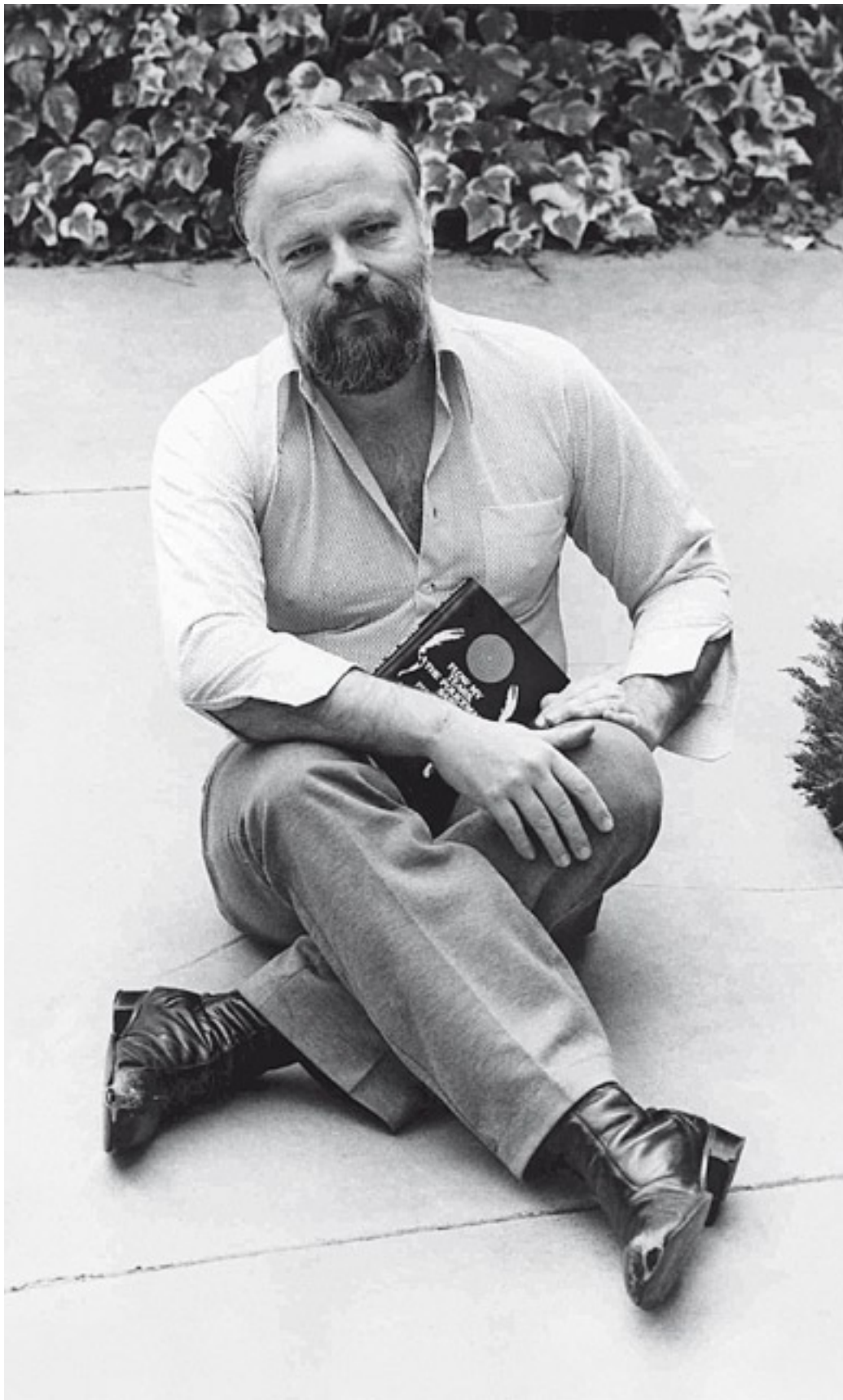
Dass dieser Mann zeit seines Lebens mehr schlecht als recht überlebte, weil SF von den einschlägigen Magazinen und Verlagen nur mässig bezahlt wurde, ist die eine Seite seiner tragischen Biografie. Die andere war sein ver-

zweifelter Versuch, mit Mainstream die Anerkennung zu finden, die ihm als SF-Autor versagt blieb. 1957 teilte er befreundeten Journalisten mit, die seine SF gefördert hatten, er werde von dem Genre Abschied nehmen. Verlage, denen er seine Gesellschaftsromane geschickt hatte, liessen ihn hoffen – aber eben nur hoffen. «Sie sollten», schrieb ihm ein Verleger, «bei der SF bleiben.» Sein Stolz war verletzt, und besonders gekränkt war er, als er genötigt wurde, das Ende von «Mary und der Riese» umzuschreiben. Zur Veröffentlichung kam es trotzdem nicht. Er war «gebrandmarkt», ein SF-Schreiber.

Charismatischer Sektenführer

1952 begann er mit seinen Gegenwartsromanen. Acht wurden es, von denen zwei verschollen sind. Erst nach seinem Tod fanden sich Verlage, die sie veröffentlichten. Es handelt sich ausnahmslos um düstere Visionen des Mittelstands in den fünfziger Jahren, in denen jedes Ideal vom Konsum und von der Werbung zerstört wird, Liebe im Kampf um Wohlstand verkommt und Sex zum einzigen Ventil wird, wenigstens kurzzeitig aus der Hatz um Aufstieg und Anerkennung auszuscheren. Ähnlich wie in der erfolgreichen und preisgekrönten TV-Serie «Mad Men», in der die Fünfziger penibel rekonstruiert werden, beschreibt Dick banalste Abläufe. Doch hinter den Aufzählungen von Einkäufen, Kleiderordnungen und Cocktailpartys rumort es wie im Innern eines Vulkans. Das gibt den Romanen ihre schwer definierbare Spannung.

Drei dieser Werke sind in deutscher Übersetzung erschienen (von denen «Die kaputte Kugel», bei Haffmans einst erschienen, wieder aufgelegt werden sollte), nun folgt ein viertes: «Stimmen der Strasse». Es war Dicks erster und wahrscheinlich visionärster Roman, dessen Aktualität fast beklemmend ist. Stuart Hadley, ein blonder hübscher Kerl aus einer Akademikerfamilie, ist ein rebellischer Flegel. Ein James Dean, der allerdings weniger gegen die Eltern-Generation aufbegehrt, sondern mehr gegen die geringen Möglichkeiten, seine Träume umsetzen zu können. Er hat einen Haufen Pläne, ist klug und landet doch in einer banalen Ehe und als Verkäufer in «Modern TV Sales & Service» (den Laden griff Dick in seinem späteren Meisterwerk «Unterwegs in einem kleinen Land» wieder auf). Auch er muss malochen, wird mässig bezahlt und muss sich deshalb von seinem protzigen Schwager verspotten lassen.



Düstere Visionen des Mittelstands: Schriftsteller Dick.

Als seine Frau ein Kind bekommt, sieht er jede Perspektive schwinden und lässt sich mit Marsha Frazier ein, einer seltsamen Frau, die eine neofaschistische Zeitschrift herausgibt. Und als er durch sie den charismatischen Sektenführer Theodore Beckheim kennenlernt, glaubt er eine Alternative zum Alltagstrott gefunden zu haben. Doch Beckheim ist kalt und

herzlos, Hadley gerät ausser Kontrolle, seine Unruhe kippt in puren Jähzorn.

Am Ende, nachdem er seine Sehnsüchte abgegeben hat, heisst es aus der Sicht seiner Frau, die immer zu ihm gehalten hat: «Und in dem Augenblick konnte sie es sehen. Von dem Stuart Hadley, den sie von früher kannte, war nichts mehr übrig. Nichts mehr von seinen

Träumereien, nichts mehr von seinem aufbrausenden Temperament. Nichts von all dem, was ihn einmal dazu veranlasst hatte, gegen die unzerstörbare Glaswand der Welt anzurennen.»

Philip K. Dick hat mit dem ungehobelten, strebsamen Hadley die kulturelle Revolution der 68er vorweggenommen und zugleich auch ihr Ende. Das insbesondere macht «Stimmen der Strasse», den ersten in der Reihe seiner Gegenwartsromane, zu einem verblüffenden Ereignis.

Manische Produktion

In seinem ganz normalen Alltag fühlt sich Hadley wie in Leibeigenschaft. Der Chef meckert, die Frau jammert, die Freunde versuchen Einfluss zu nehmen, der Sektenführer nimmt ihn nicht ernst, und die mysteriöse Marsha Frazier ist durchgeknallt. Alle sind im Innersten von Konventionen wie von einem Ungetüm erdrückt, und Stuart versucht sich wie ein Herkules davon zu befreien und macht dabei alles kaputt. Dick erzählt den Niedergang mit passantenhafter Beiläufigkeit.

Nicht mal in seinen kühnsten Träumen hätte sich Philip K. Dick ausmalen können, dass er von der Literaturkritik mal seriös behandelt werden würde. Auf einmal wird er sogar von Feuilletonisten mit Richard Yates («Zeiten des Aufbruchs») verglichen, dessen Werk in einem ähnlichen Spektrum angesiedelt ist. Die Mittelständler sind bei Yates Opfer der American-Way-of-Life-Tyrannie, bei Dick versuchen sie, sich daraus zu befreien.

Nie gab er seinen Plan auf, realistische Romane zu schreiben, trotz mehrerer Rückschläge. Insofern haben natürlich seine gescheiterten Helden, von Stuart über Mary Anne Reynolds bis Roger Lindahl, viel mit dem Autor gemeinsam, der sein Leben lang gegen seine eigenen Dämonen, von Psychosen über Verfolgungswahn und gescheiterte Beziehungen bis zum ewigen Geldmangel, anschrieb. Auch sein Traum, die Veröffentlichung seiner Gegenwartsromane zu erleben, wurde nie Wirklichkeit.

Manisch war seine Produktion, und vielleicht gehört es mit zur Ironie seines Schicksals, dass die realistischen Romane, der Mainstream, ihn zum grossen Stilisten werden liessen. Genau das kam seinen späteren SF-Werken wie «Die drei Stigmata des Palmer Eldritch» und «Ubik» zugute. Der gestrenge polnische SF-Intellektuelle Stanislaw Lem («Solaris») liess (ausser sich, versteht sich) nur noch Philip K. Dick gelten.

Philip K. Dick: Stimmen der Strasse. Liebeskind. 400 S., Fr. 37.50. Unterwegs in einem kleinen Land. Liebeskind. 376 S., Fr. 34.90. Mary und der Riese. Beschränkte Auflage bei Edition Phantasia. 302 S.

Stars ohne Allüren

Von Peter Rüedi

Früher hätte man eine solche Gruppe eine All-Star-Formation genannt. Mit Ausnahme des Leaders, der zwar seit längerem einer der gesuchtesten und vielseitigsten Bassisten ist (von Michael Brecker über Herbie Hancock zu Jim Hall oder Andrew Hill), aber kaum mit eigenen Projekten in den Vordergrund drängte, sind hier vier Protagonisten präsent, die allesamt beweisen, dass zwar die New Yorker Klub-Landschaft ein *waste land* sein mag und die Tonträgerbranche im freien Fall befindlich, die Musik aber, die manche nur noch in Anführungszeichen als «Jazz» anzusprechen wagen, lebendiger ist als auch schon. Sogar eine Renaissance des Swing dämert heran – nicht des Musikstils der dreissiger Jahre, versteht sich, sondern jener rhythmischen Qualität, die, entspannt und dringlich zugleich, eine Musik fliegen macht. Wo doch eben noch jeder, der nicht als hoffnungslos vorgestrig gelten wollte, entweder bröselnde rhythmische Bricolage betrieb oder aber jede Leichtigkeit des Aufschwungs binär in den Boden hämmerte. Alle vier sind Stars, aber keiner führt sich auf wie einer. Der Trompeter Ralph Alessi ist ein fließender, lyrischer Bläser, der sich auch mal gezielt der brachialen Seiten seines Instruments erinnert. Bill Frisell wie immer ein Architekt weiter Klanglandschaften, mit einer Vorliebe für Folk- und Country-Anklänge, eine Art Wim Wenders der Gitarre mit einem gelegentlichen Stich ins Giftige. Craig Taborn gehört zu den seltenen Seiltänzern zwischen Avantgarde und neuem Formbewusstsein. Sein Name taucht überall auf, wo sich die Krusten bewegen und aus den Rissen neue heisse Dämpfe quellen. Und Brian Blade ist ein sehr poetischer, das heisst vor allem ein dynamischer Drummer, der sich mal zurückhält bis fast zur Unhörbarkeit, mal losbricht wie ein Naturereignis, aber immer im Sinn des Ganzen. Und der Chef? Scott Colley ist mit Blade verantwortlich für eben diesen neuen, nie banalen Swing, ein Bass-Körper wie der von Charlie Haden. Und ein wirklich guter Komponist. Alle elf Titel stammen von ihm. Sie ergeben ein funkelnendes Kaleidoskop, das man am liebsten immer neu gemischt anhören möchte. *Marvelous*.



Scott Colley (feat. Ralph Alessi, Brian Blade, Bill Frisell, Craig Taborn): Empire. CAM Jazz PRM 7828-2

Im Nebel der Depression

Ein verblüffender Schweizer Film: «180° – Wenn deine Welt plötzlich kopfsteht». Von Wolfram Knorr



Bestandesaufnahme des Gemüts: Sabine (Nurit Hirschfeld) und Kemal (Umut Yildirim).

Eine Story in Puzzleteile zu zerlegen, ohne dabei die Fassung zu verlieren, ist eine Herausforderung, vor allem für Filmemacher. Robert Altman ist das meisterlich gelungen («Short Cuts») oder Paul Haggis («L. A. Crash»). Das mag leicht aussehen, ist es aber nicht. Ein Schweizer nahm sich eines solchen kompositorischen Konzepts an, und das lässt aufhorchen.

Cihan Inan, in Bern geboren und aufgewachsen, mit einer «Woyzeck»-Inszenierung 2002 von der Zeitschrift *Theater heute* als bester Nachwuchsregisseur nominiert, hatte ursprünglich vor, einen Film über den Amokläufer Günther Tschanun zu drehen, der 1986 in Zürcher Amtsstuben ein Blutbad angerichtet hatte. Das Projekt, 2008 begonnen, mit «Amok» betitelt, kam offensichtlich nicht in die Gänge, worauf Cihan das Konzept umkrepelte und um den Amokläufer, der anonym bleibt, eine Gruppe von Menschen baute, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben, aber durch einen Autounfall Schritt für Schritt zusammengebracht werden.

Cihan änderte den Titel in «180° – Wenn deine Welt plötzlich kopfsteht» und porträtierte mit seinem Ensemblespieler eine urbane Schweiz, die von Tristesse durchzogen ist. Eine ziemlich genaue Bestandsaufnahme des aktuellen Schweizer Gemüts. Zwei Teenager, er Türke, sie Schweizerin, freunden sich an; zwei Spitalschwester bei ihrer Nachtschicht; ein Liebes-

pärchen im Abendverkehr; eine türkische Familie bei der Arbeit in ihrem Ladenlokal und im Zentrum des Lebenskarussells der Ausgerastete, der mit einem Gewehr vier Beamte erschiesst und an die Nordsee flieht. Das Liebespaar wird unachtsam und überfährt die Teenager. Das Mädchen stirbt, der Junge überlebt, schwer verletzt. Eine der Nachtschwester ist die Mutter des Mädchens, der Junge gehört zur türkischen Familie. Der Unfall sprengt das Liebespaar auseinander, der Tod des Mädchens belastet die Ehe der Nachtschwester.

Die Episoden sind nicht immer geglückt, aber Cihan gelingt eine Szene, wegen der alleine der Film unbedingt zu empfehlen ist: Im Krankenzimmer des Jungen treffen die Mutter des Mädchens und der türkische Vater aufeinander und versuchen zu kommunizieren. Doch der Papa kann kein Deutsch. Was sich dann abspielt, ist atemberaubend und durch die Sarrazin-Debatte hoch aktuell. Endlich kein kuscheliges Gutmenschen-Multikulti-Gesinnungs- und Betroffenenheits-Geschleime, sondern purer, emotional aufgeladener Realismus.

Neben der erstklassigen Besetzung fällt Cihans inszenatorischer Zugriff auf: nicht mehr kleinlich und eng wie so häufig im (Deutsch-)Schweizer Film.

180° – Wenn deine Welt plötzlich kopfsteht.
Regie: Cihan Inan. Schweiz, 2010

Sie oder ich

Die Hauspflegerin Andrea Bürki, 22, und der Software-Entwickler Roger Bürki, 32, haben im Juli kirchlich geheiratet. Die Sinnfrage haben sie bereits geklärt.

Andrea: Bevor ich Roger traf, waren meine Erfahrungen mit Männern nicht gut. Ob älter oder gleichaltrig, Treue gehört nicht zur Stärke der männlichen Spezies. Auch andere schlechte Eigenschaften lernte ich kennen. Es war schon gemein, dass auch Roger lügte, als wir uns verliebten. Es ging hin und her. Für mich war es stressiger als für die andere Frau, die von meiner Existenz nichts wusste. Dann wollte ich eine Entscheidung und sagte: «Sie oder ich.»

Roger: Meine frühere Freundin und ich führten eine offene Beziehung. Heute wäre es für mich unmöglich, etwas anderes als eine verbindliche, monogame Beziehung zu leben. Wieso das so ist? Weil ich mit Andrea das Bedürfnis verspürte, Verantwortung zu übernehmen. Wenn man sich zwischen zwei Menschen entscheiden muss, ist das Risiko gross, dass das Neue nicht hält, was es verspricht. Aus diesem Grund dauern manche Affären jahrelang. Diese Bedenken hatte ich bei Andrea nicht. Auch weil ich mich in der neuen Rolle als Familienvater und Ehemann so gut fühle, weiss ich, dass meine Frau die Richtige ist.

Andrea: Bereits mit dem Zusammenziehen verschwanden bei mir einige Ängste und Unsicherheiten, weil der andere jetzt immer da ist, man gemeinsam einen Alltag teilt, die Reaktionen mit der Zeit richtig einzuordnen lernt. Heute ist Roger meine grosse Liebe und ich seine. Den Kinderwunsch hatte ich schon früh. Mit einem Kind verbinde ich vieles, die positive Verantwortung, aber auch das persönliche Glück. Die Sinnfrage ist sozusagen geklärt.



«Man kann nicht alles kontrollieren»: Roger, Andrea und Nino Bürki.

Roger: Heute gibt es hundert verschiedene Erziehungsbücher und unglaublich viele Regeln, die beinahe ideologisch diskutiert werden: das Stillen, die Nuggifrage, die Schlafzeiten, die biologische Nahrung. Viele junge Eltern würden ihren Nachwuchs am liebsten in Watte packen, auch das ist ein Unsinn. Man kann einem Kind durchaus etwas zutrauen, ohne verantwortungslos zu sein.

Andrea: Oft habe ich gehört: «Ein Kind ist ein Klotz am Bein.» Ob es das wird, hängt von den Eltern ab. Wer zu hohe Anforderungen an sich selbst und das Kind stellt, hat am Abend logisch einen Frust.

Roger: Man kann auch nicht alles kontrollieren und sollte akzeptieren, dass das Kind die Entwicklung und den Alltag beeinflussen darf.

Andrea: Bei vielen Dingen ist man noch ein wenig unsicher. Ich kann bei allem meine Mutter fragen, die mir aber nie dreinreden würde.

Roger: Wir haben bereits jetzt das Gefühl, dass wir gute Eltern sind. Das Kind ist ein Riesenglück, und als Stress für die Partnerschaft empfinden wir Nino überhaupt nicht: eher als grosse Bereicherung.

Protokoll: Franziska K. Müller

- Erste Hochzeit?
- Erstes Kind?
- Zweites Auto?